





P. o. germ.

Blomberg

128 l - 1



<36628889440018

<36628889440018

Bayer. Staatsbibliothek







DER  
S A T I R E N

ÜBER

DAS GÖTTLICHE VOLK

VON

Wilhelm Freiherrn von Blomberg

*ERSTE ABTHEILUNG.*

Nebst

den gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator  
und Hofcriticus Dr. Peter Rüppel zu O\*\*\* —

---

Per me si va nella citta dolente:

Per me si va tra la perduta gente.

*Dante.*

---

Zweite Auflage.

---

LE M G O

Meyersche Hof-Buchhandlung.

---

1 8 2 3.

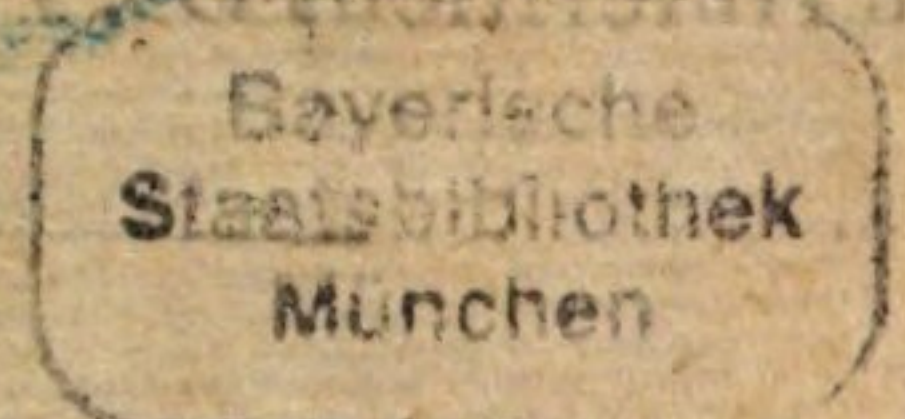


S. A. T. I. R. E. N.

DAS GÖTTLICHE VOLK

WILHELM FREIBERGER VON BLUMBERG

ERSTE ABTHEILUNG



Zweite Auflage

J. E. M. O.

Meyerische Hof-Buchhandlung



---

## D a n t e.

Zu dir, o heil'ger Schatten, mußt' ich  
kommen,

Dein Lorbeer ward dem stolzen Volke  
Schande;

Mein Weg ist grade von Florenz ge-  
nommen

Und nun begegn' ich dir in diesem Lande.

Ein heilend Wort hat Thoren nie ge-  
diehen!

Wohl schreiten sah'n sie dich zu jenem  
Brande,

Wohin mit Gier die Hoffnungslosen ziehen,

Und klimmen an den steilen Berges-  
pfaden,

Die sich hinauf die Hoffenden bemühen;



Dann hörten sie den Herrn dich zu sich  
laden ,

Um deiner Zweifel letzten Kampf zu  
zähmen,

Den Mund zu weihn am lieben Kelch  
der Gnaden ;

Sie darf dein Lied nicht bändigen und  
lähmen.

Es geht den finstern Gang der Eigenwille,  
Das All und Eins soll er von dir nicht  
nehmen.

So streb' ich nicht die gottgeweihte Stille

Dem Rasen wilder Kämpfe zu ver-  
mählen.

Wie ich mein Lied mit inn'rer Ruhe  
fülle,

So will es sich ein ruhig Herz erwählen,

Nicht herrschen und nicht zaubern in  
der Menge,

Kein Besrungs - Wort zu seinen Siegen  
zählen,

Es



Es flieht der Nichtighoffenden Gedränge.

Wohl nennt die Welt es eine tiefe  
Kunde,

Die Sinn des Himmels weis't und Him-  
melsstrenge;

Doch nimmer heilt sie die erkannte Wunde.

Sie heisst es süß, was du mit Fluche  
nanntest,

Und preisst daneben dich zu selber  
Stunde.

O Seele, die du stolz dich noch bekanntest

Zu jenem Reich, worin auch ich ge-  
boren,

So sey mir der, den du Toskaner nann-  
test,

Und den sich Mantua's Uebermuth ver-  
loren,

Gieb dennoch mir vom ew'gen Rechte  
Kunde.

Denn Schwert und Wage hab' ich mir  
erkoren,

Da-



Damit der Geist vom langen Weh gesunde.

O laß mich in die fernen Kammern  
dringen,

Wo die Vernunft in dem verborg'nen  
Grunde

Der Flasche ruht bei den verlornen  
Dingen,

Wohin Astolf für Roland mochte eilen;

Um wem beliebt den Becher darzu-  
bringen.

So dürfte man von mir die Kund' er-  
theilen,

Dafs ich Achilleus Eisen wohl geführet,

Das Wunden giebt und Balsam hat zum  
Heilen.



DER SATIREN

ÜBER DAS GÖTTLICHE VOLK.

VON W. FH. V. BLOMBERG

ERSTE ABTHEILUNG.



DER SATIREN

ÜBER DAS GÖTTLICHE VOLK

VON W. EH. V. BLOMBERG

ERSTE ABTHEILUNG



I.

Die Satire.

Viele Lehrer hatt' ich zuerst, ein lockiges  
Knäblein,  
Schwarz im blonden Volke daheim: Ge-  
storbener Zeugniss,  
Reden und Thun, und Lebender viel, und  
hatte die Zunge  
Früh gelöst, und schaute mit keckem Au-  
ge die Dinge,  
War nicht friedlich daheim, in andere  
Häuser zu schauen 5  
Lohnete mehr, und kühn dem Sinn mit  
dem Tritte zu folgen.  
Und ich wähnt' in dem Strahle des Tags  
die Geister zu sehen,  
Tief in den Mienen versteckt, auf Lipp'  
und Augen erscheinend.



Einige lockten mich an und zeigten mir  
himmlischen Ursprung,  
Stimm' und Gestalt bewegend wie oben  
über den Sternen; 10

Andere zogen mich Armen hinab in die fin-  
stere Erde,

Weisend die Noth, und das Spiel des all-  
verderbenden Zufalls,

Und dem Gehafsten naht' ich mich oft,  
willkommen ihm selbst nicht.

Und es mahnete mich mit jeglichem Al-  
ter zu reden,

Und in den Schulen erkühnt die zürnen-  
den Lehrer zu lehren. 15

Drohenden sagt' ich: „Es ist nicht Schuld  
der eigene Wille,

„Also will es in mir ein unbezwingliches  
Leben.

„Denn zwei Wege muß ich zugleich ab-  
wandern und aufwärts;

„Heute seyn im Olymp und morgen bei  
den Gesellen:

„Deshalb schmähet mir nicht gesondertes  
Wissen und Reden. 20

„Drum



„Drum ja seht ihr mich schwarz vor vielen  
anders gestaltet,

„Hüten könnt ihr euch immer, und eure  
Ohren mit Wachse

„Schliessen, dafs ich euch nicht mit bös-  
licher Zunge verderbe.

„Aber habt ihr einmal die argen Worte  
vernommen,

„Zürnet mir nicht, auch folget mir nicht,  
und haltet an Eurem. 25

„Denn ihr sinket hinab, ich schweb' euch  
oben ein Irrlicht.

„Helfet mir nicht zum Gesang mit euren  
Stimmen, und leset

„Giftige Kräuter nicht auf, mir Stoff in  
die Hände zu geben.

„Denn euch brennen sie nur, mir sind sie  
spielender Umgang.“

Als ich nun so im heimischen Volk dem  
Treiben begegnet, 30

Vieles redend am Weg' und im Wald, und  
erfülletem Markte,

Nahte sich mir ein finsterer Mann, und  
sah mir das Auge

A 2 Scharf,



Scharf, und gab mir die Hand, und zog zu  
heimlichem Wort mich.

„Lange,“ redet’ er, „irr’ ich, ein solches  
Wunder zu finden,

„Und ich achtete schon, vergeblich laufe  
der Pfad mir 35

„Hin von Norden nach West und Süd, und  
hin nach dem Aufgang.

„Dich nun kannt’ ich sogleich aus Tausen-  
den, also geschieden

„Zeigst du von andern dich, und dich den  
Gesuchten nah mir.

„Auf mit mir in den Wald, du sollst ein  
Wunder vollenden.

„Denn ich seh es an dir, du bist ein gött-  
liches Mittel, 40

„Helfend in mancherlei Pein und Nöthen  
dem Menschengeschlechte;

„Wie einst unter das Kraut ein mächtiges  
mischte der Weltgeist,

„Dem die Gewalt gegeben hinein in die  
innerste Seele,

„Wunderbar wirkend zu dringen dem über-  
müthigen Menschen.

„Also



„Also mit ätzendem Saft die Wunden heilen verstehst du, 45

„Und in Erstorbenes wieder lebendige Keime zu pflanzen.“

Und ich sprach: „Was suchst du bei mir, und preisest mich also?“

Und er sagte mir noch: „Ein Greis ist dorten zu sehen,

„Ganz im Gemüthe verwirrt und blind und leidend und hülflos,

„Aber den Königen König im weiten Runde der Erde, 50

„Wenn du verlohrnes Erkennen von sich und den wirklichen Dingen

„Wieder erweckst im Gemüthe, das fern dem irdischen Ursprung

„Irrt im Beschaun der Götter an Lethes fesselnden Ufern.

„Also hält ihn der zaubrische Kreis in seiner Gewahrung,

„Dafs er des Wahnsinns Herrlichkeit nie dir willig vertauschet 55

„Mit der kalten Vernunft und nackt beschauetem Leben.



„Du nun wahrlich, du wirst mit Worten  
lösen die Zauber,

„Dafs er sich selber erkennt, und nieder-  
stürzen in seinem

„Innern die goldenen Säulen des eingebil-  
deten Tempels,

„Und er auch uns erkennt, beschämt aus  
der Lüge sich windend.“ 60

Und wir gingen, den Mann zu finden, in  
dunkle Gebirge

Einsamen Pfad, und klimmten an Felsen  
nieder und aufwärts.

Endlich fanden wir ihn vor einsamer Hüt-  
te gelagert.

Blind nun war er und sang ein finster tö-  
nendes Lied sich.

Und ich fafste mir Muth und sprach zu  
dem Greise die Worte: 65

„Was nun härmst du dich hier in Nacht  
und einsamer Wildnifs,

„Fern von helfender Hand und alterpfle-  
gender Liebe?

„Aber die Augen sind dir geblendet, also  
erscheinet

„Alles





„Alles anders in dir, und fremd gar dün-  
ket dir endlich  
„Solch unseeliges Loos und dich betrü-  
gendes Leben. 70  
„Weist du nicht, daß du der König des  
mittleren Waldes der Erde,  
„Daß zu dienen um dich die andern Men-  
schen bestellt sind?  
„Und du steigest den Berg nicht hinan, das  
Scepter zu führen,  
„Und du entwöhnest das Volk die herr-  
schende Stimme zu hören?  
Auf, besinne dich wohl, und fremd nicht  
sey's und verstandlos, 75  
„Was ich dir eben gesagt, den Herrschen-  
den werde der Erste.  
„Denn nicht schwach ja ist dir ~~der~~ Leib,  
und edel die Bildung,  
„Abzulenken von dir den Troß der nie-  
drigen Seelen,  
„Und um das Edelste selbst die herrschen-  
den Netze zu spannen.  
„Aber schauern wirst du dich selbst er-  
kennend im Worte, 80



„Wenn ich dir weiter erzählt, wie du und  
die Erde geschieden,

„Und wie streng der Gewalt der eiserne  
Scepter gebühre,

„Und allein mit dem Eisen gestählt auf-  
lebe die Freyheit.

„Wieder erblicke den Stern, den deiner  
Jugend die Götter

„Hefteten, welchen du selbst in Nebel-  
wolken gehüllt hast, 85

„Und empfang das dir vergessene Zeichen  
des Lebens.“

Dies nun sprach ich, es neigte der Greis  
das geblendete Antlitz

Nieder, und sprach abwendend von uns zu  
der eigenen Seele:

„Also neiget die Blüthe sich mir, der töd-  
tende Staub sinkt

„Ueber mich hin, und Duft und Blätter  
wollen vergehen. 90

„Wagt ihr, gegen den Tod zu streiten,  
thörichte Menschen?

„Retten wollt ihr auch das Unrettbare,  
öffnen das Auge

„Dem



„Dem für die Nacht , der Sonnen in sich  
und Himmel zu schaun hat,  
„Und nach hellerem Tag aus Todesnächten  
emporstrebt?

„So nun sah mich gewachsen der Wald,  
und den grünenden Wald ich. 95

„Beide scheiden wir wohl, seht ihr die  
goldenen Säulen

„Nicht im Inneren mir anitzt, so werdet  
ihr einst sie

„Steigen sehn aus der Asch' empor an die  
Bogen der Sterne.

„Gönn ich in Frieden euch alles, und  
harre wie es auch werde,

„Thut ein gleiches an mir, und glaubet  
wo es vergönnt ist. 100

„Also kannt' ich mich selber, und hielt mich  
fern von den andern.“

Und mich grauset' die Rede, die Wang'  
bemeisterte Schaam rings.

Weg nun wandt' ich den Blick, beschämt  
auf den Führer ihn heftend.

Aber er schwieg und deutete wieder das  
Wort zu ergreifen.



„Höre mich Greis,“ so sprach ich, und  
richte nimmer zu hart mich. 105

„Denn es ward mir ein Stachel gegeben  
unter die Blätter,

„Diesen breche zuvor, wer in den Händen  
die Blume

„Sicher zu führen bestrebt, und freudige  
Düfte zu athmen.

„Dem gefällt auch die Knospe, das herbe  
Blatt und der Stengel,

„Welcher das liebliche Bild der Blume  
führet im Innren. 110

„Was ich gesagt, es redets durch mich ein  
finsterer Alter;

„Aber im Munde der Jugend ergrünt die  
verständige Rede:

„Höre mich Greis, verdamme mich nicht,  
denn jugendlich bin ich.“

Und es horchte der Greis, und wendete zu  
mir das Antlitz;

Und er sprach: „Mein Sohn, du spät aus  
dem Staube Gebuhrner, 115

„Wo nichts weiter entblüht, und rings  
die Herrlichkeit alle

„Sinkt



„Sinkt in Trümmer zurück, und gleich  
sich alles hinabdrängt.

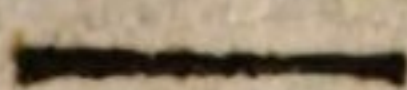
„Wie nur kommst du mir an, ein wehes  
schauriges Stündlein,

„Aehnlich dem Schwert und der Wage, die  
That zu prüfen dem Todten?

„Aber ferne den Alten von dir, und wie er  
auch schweige, 120

„Denn ich liebe die Absicht nicht, sie stö-  
ret mit Bösem;

„Du nur rede mir frey, dich hör' ich,  
rede mir immer!“



Gewalt.



Gewaltsame Anmerkungen  
des  
Collaborator Dr. Peter Rüppel,  
zugleich Hofcriticus zu O\*\*\*  
zu der ersten Satire.

Da es so unsere Art ist, die Glieder unserer poetischen und überhaupt schriftstellerischen Gesellschaft, wenn sie irgend ein Buch geschrieben haben, wo denn vor allen Dingen Anpreisung nöthig thut, zuvor zu befragen, wie und wo sie ihre Arbeit am besten gelobt glauben, so wandte ich mich auch in dieser überaus humanen Angelegenheit an den Verfasser dieser sogenannten Satiren, im Gedanken, ihm einen Dienst zu erweisen. Auf meine Frage, wie er gelobt seyn wolle, antwortete er in seiner gewöhnlichen freundlich-hämischen Art: „Wie Sie wollen, Herr Hofcriticus werden Sie meine Satiren finden, sie sind so gefällig, jedem etwas Artiges zu sagen, der sie grade liest, von den übrigen aber Böses zu reden, und Sie werden sich überzeugen, daß ihre größte Kunst ist, den Mantel nach dem Winde zu hängen; wenn man nichts als einen Mantel hat, und doch segeln soll, wird dieser Gebrauch ja wohl keine Sünde seyn. Dies haben Sie also vor allen zu loben.“ Als ich nun in allem Ernste,



ste, indem ich drohte, das Werk gar nicht zu loben, sondern zu tadeln, mehreres verlangte, erwiederte der Verfasser mit affectirtem Ernst: „Die Satire ist erst ein Gewinn für den heitern musischen Chor, und verdient ihren Platz am Helicon, wenn sie zu einer freyen Gestalt wird, schwebend zwischen Himmel und Erde, welche mit der einen Hand hinabweist auf die dunkeln Gebilde der Welt, die von ihr besiegt am Boden zu liegen scheinen, mit dem Antlitz aber und der andern Hand sich betend und begeistert zum Himmel und seinen seeligen Gestalten wendet. So haben Sie dieselbe ja durch Dante den göttlichen angeschaut. Die divina Commedia sollte la divina Satira heißen. Sie ist ein Gericht über die Thaten der Menschen nach göttlichem Recht, und ein solches Gericht, wenn es die Begeisterung über freie Wesen der Erde hält, heißt eine Satire; nicht ein subjectiver und willkührlicher Ausfall auf dieses und jenes. Da Sie aber, Herr Hofcriticus, gern von den Erklärungen wieder Erklärungen haben mögen, so wollen wir dieses Nürnberger Tand mit einander abspielen, und des Lobes wegen uns die Mühe nicht verdriessen lassen. Die Satire, ich habe es so mit der Muttermilch eingesogen, achte ich erst für ein Gedicht, wenn sie der Subjectivität und Absicht entsteigt, sich  
ein



ein freies Gebiet schafft, wo dann der Kampf mit den Dingen, oder gar mit dem Himmel, wie bei einigen alten Dichtern, von ihr abfällt, und sie einen Moment des Siegs richterlicher Wahrheit über die Sünde der Zeit und der Erde darstellt. Sie steht aber, wie gesagt, zwischen Himmel und Erde, auf beideweisend, und verzeihlich ist es, da wir armen Sterblichen von der Erde mehr wissen als vom Himmel, wenn diese Seite lebhafter und ausgedrückter erscheint, wie denn auch oft manche gestehen, beim Dante lieber in der Hölle als im Himmel zu seyn. Hier steht nun die Satire zwischen dem Bilde des göttlichen Volkes, und dem des in der Schule der Zeit Verunglückten, und hält das Volk niedergeworfen, während sie sich mit Blicken und Ahnungen an den himmlischen Urbildern der Nothwendigkeit weidet. Der Kampf aber, wodurch der subjective Dichter sich in der Satire dem Universum oder einer kleineren Sphäre gegenüber stellt, fällt hierdurch weg, und Sie werden doch gestehen müssen, daß dies eine pfiffige Art ist, einem so ungleichen Streite zu entrinnen, und doch seinen Willen durch die Hülfe Gottes zu erlangen; aber dazu gehört denn, wie gesagt, daß man den Mantel, mit dem man segeln soll, nach dem Winde hänge. Sie werden auch finden,



den, daß ich mich gar nicht gegen das Publicum mit der Praetension hervorwage, als habe ich nun jene ungeheure weibliche Gestalt, denn weiblich muß sie durch göttliche Milde ohnerachtet ihres männlichen Siegs werden, wirklich erschaffen. Sie werden einen zwar nicht ganz bescheidenen, aber doch im Ganzen wohlerzogenen Knaben finden, mit dem ich aber doch meine eigene Person nicht zu verwechseln bitte, welcher dem Alten, Teut mit Namen, um ihm die Wahrheit zu sagen, von der Absicht, ebenfalls männlichen Geschlechts, aber schon gar erfahren, zugeführt wird, der ihm denn auch unter dem Beding, die Absicht zu entfernen, zuzuhören verspricht. Hier haben Sie, Herr Hofcriticus, den Eyweis schon etwas in Schaum geschlagen, woraus Sie denn eine weit größere Masse Schaum zu meinem Lobe quirlen und schlagen mögen.“ — Unsere Leser werden sich leicht erklären können, daß eine solche Belehrung für einen Hofcriticus so gut wie keine war, und daß ich hätte auch zwischen Himmel und Erde schweben müssen, wenn ich dies dem Verfasser so hätte wollen hingehen lassen. Nach dem Beispiele so vieler Edlen gebe ich daher unsere Gespräche und Briefe dem Publico preis, und stehe für die Richtigkeit der Aussagen, habe auch zugleich  
von



von der geehrten Academie zu O<sup>\*\*\*</sup> die Erlaubniß erwirkt, mit gewaltsamen Anmerkungen, und allen besondern Streitgeschichten mit dem Verfasser, diese seine Satiren zu begleiten. Dieses Privilegium ist mir so ausschliessend zugesichert worden, daß dem Verfasser nicht einmal zusteht, ein Citat unter dem Text anzugeben, weil man allerdings Gefahr liefe, daß er Unterschleif mit geheimen Zeichen, etwa für die Romantiker, triebe. Uebrigens habe ich die Ehre zu versichern, daß diese seine Satiren überaus unschädlich sind. Denn theils bestehen sie aus episch abwechselnden ägyptischen Figuren und Hieroglyphen, theils tragen sie den deutlich aufgeprägten Stempel eines kindischen Gemüths, das nur mit allen, auch den wichtigsten Dingen, spielen will, weshalb sie gewiß niemanden eigentlich anstecken werden, welches doch bei solchen Dingen das Gefährlichste ist. — Uebrigens werde ich durch Unpartheilichkeit in den Erklärungen dem Verfasser feurige Kohlen auf das Haupt zu sammeln suchen.

Was die Objectivität desselben anbetrifft, so besteht sie aus jener Zusammensetzung des ihm eigenen Gemüths, welches ihn nicht nur den Mantel nach dem Winde hängen, sondern ihn auch wirklich mit Wind spielen läßt. Als  
ein



ein so wunderlicher Heiliger schämt er sich denn, wie andere ehrliche Leute grade heraus und deutsch zu reden, oder er will bei schicklichen Gelegenheiten, wenn etwa jemand durch ihn zu Schaden gekommen, sagen, er habe nicht den geringsten Antheil an geschehenem Unglück. Wir müssen also gleich zu Anfang dieser Satiren das gutgemeinte Warnungstäfelchen anheften, daß niemand dem Verfasser gradehin als Wegweiser sich anvertraue, sondern erst sich an uns, den Hofcriticus, wende. Denn jener nennt Paris, wenn er in Lemgo ist, welches gewifs nicht jeder der Herren Leser so gewohnt seyn wird. — So müssen wir bemerken, daß die geneigten Leser den Knaben, welchen er in der ersten Person aufführt, nicht für ihn selbst halten mögen, sondern für einen wirklichen, nur etwas per licentiam poeticam veredelten, Satyrn oder Waldteufel, welcher der böse Erbfeind alles mit sich selbst zufriedenen seyn soll, im Grunde aber ein gutes Herz hat, weder schaden noch unmittelbar nützen will; sondern seinen Sinn auf die Anlage eines eigenen poetischen Gärtgens gerichtet hat, woraus man von allen sogenannten himmlischen Dingen entfernte Ansichten und Zeichnungen, von allen irdischen und hierdeutschen aber schwarze Silhouetten erhält, wodurch dann mit dem Farben-

B

ver-



verlust die Neigung gelähmt wird; die grellen Umrisse aber die freie Erkenntniß befördern sollen. Es ist leicht denkbar, wie durch das himmlische Licht jeder irdische Gegenstand in Dunkel sich ausdrückt, und so weit mußte uns das Mitleid führen, um des Verfassers Schweben zwischen Himmel und Erde dem Publico von seiner verständlichen Seite zu zeigen. — Dieses Licht- und Schattenspiel will nun jener Waldgeselle mit Vater Teut, dem Representative des deutschen Volksgeistes, treiben, und seiner bunten Phantasie die schwarzen Bilder seiner Frau und Kinder nebst den Silhouetten von vielen Thorheiten desselben durchaus vorhalten. Er weiß von ihm selbst die Erlaubniß für seine Vorstellungen zu erhalten, um die er förmlich nachsucht, unter der Klausel, die Absicht, welche ihn doch hergeleitet hat, zu entfernen. Wir aber, die wir gewohnt sind, so manches Werk im Entstehen und Fortgang zu bemerken und zu beurtheilen, können uns der Bemerkung nicht enthalten, daß dies mit zu dem Mantelhängen des Verfassers gehöre, der seine, jedoch nicht furchtbaren, Kanonen an einem ganz andern Orte verborgen hält. Wir werden uns auch nicht die Mühe geben, sie aufzusuchen, und uns so lange mit seiner Anordnung begnügen, als sie unser Wissen und Sollen an-



angetastet läßt. — Dies mag denn im Allgemeinen genug seyn für diese erste Satire. Es ist nun mit den besondern Noten dem Leser vergönnt, sein Heil nochmals bei dem Verfasser, der an diesem ganzen Unheil selbst schuld ist, zu suchen, und wenn ich dem ersteren rathen darf, so wird er nicht übel thun, auf gut hebräisch die Noten, wenigstens die allgemeinen, zuerst, und die Satiren zuletzt zu lesen. Jene sind überdem das Vorzüglichste an dem ganzen opus, und es sollte billig heißen: „Rüppels Anmerkungen mit v. Blombergs Satiren.“

### Besondre Noten.

- 1) Mit V. 1 - 13 hat der Verfasser sagen wollen:  
Auf die Erkenntniß des Vergangenen und Gegenwärtigen gründet sich zuerst die Satire, ihr Fond ist Gelehrsamkeit, indem sie die durch sie erkannten Geister ordnet, sich das Geisterschen bei hellem lichten Tage gleichsam angewöhnt, und sie entweder auf der bessern vom Himmel angeordneten und gerechten Bahn findet, oder in ihrer Erniedrigung (Verirdischung würde der Verfasser sich ausdrücken), wo sie sich unter dem Zufall ordnen, und von der Nothwendigkeit abfallen. Es scheint ihm das Bild von der platonischen Befiederung der Seele vorzuschweben.



Die Worte: „willkommen ihm selbst nicht“ scheinen anzudeuten, daß die Satire diesen Unwürdigen ihre Geißel fühlen liefs.

- 2) Ueber V. 16-29, als die Worte der Satire an ihre Feinde, müssen wir wieder den Verfasser selbst anhören. Er sagte nämlich einmal: „Alle, die von einer großen Idee begeistert sind, und dieser eine Erde ansetzen wollen, um sie für die Welt zu gestalten, neigen sich hin zu den einfachen, sinnigen und ihres Wesens bewustlosen Naturen unter den Menschen, weil diese empfangen mögen und der Begeisterung fähig sind, und zur höheren Liebe geeignet; ganz aber sind sie abgewandt und feindlich getrennt von den sogenannten Menschen von Verstande, oder Rittern vom Wolfe, die sich in ihrem eigenen Wesen isoliren, und ihre Besonderheit in alles einmengen wollen, und so in der Wissenschaft sich einfressen, anstatt sich von ihrem milden Athem begeistern zu lassen. Diese wollen kritisch unmittelbar sich der großen Idee einweben und an ihr meistern und ordnen, oder sie erzürnen sich wider sie, und fahren mit ihrem Speer gegen die Windmühlen, die sie für ihre Feinde halten.“ An diese Leute hat denn der Verfasser seine böse Rede gerichtet, und es versteht sich
- sich



sich von selbst, daß er auch uns, den Hofcriticus, darunter begreift, da er uns selbst schon im Spafs Ritter vom Wolfe genannt hat. Aber wir setzen uns hierüber, wie billig, hinweg, da dies eine der Kindereien des Verfassers ist, daß er mit bewustlosen Kindern und Einfältigen zu thun haben mag, und sich vor denen hütet, die ihn beurtheilen können. So läßt er nachher auch den Teut die wirklich verständige Absicht fortschicken, und den einfältigen Knaben allein anhören, und vergißt dabei, daß die Satire eine wahre Verstandespoesie ist, wie sie auch schon einige würdige Männer benannt haben, und der Verstand ist ja nach dem Verfasser selbst das Vermögen der Absichten. —

3) Mit V. 42-44 scheint er den Weinstock bezeichnen zu wollen, der sogar seine Kraft bis in das Gebiet zwischen Himmel und Erde, wo des Verfassers Satire wandelt, äußert.

4) Die in V. 59 erwähnten goldenen Säulen des eingebildeten Tempels zielen auf den Glauben des alten Teut, daß er in seinem Innern dem Himmel einen Tempel errichtet habe, der nach seinem Tode ewig für die Nachwelt glänzen werde, indem er seiner Asche entstieg. Siehe V. 96-98. Der Verfasser



ser bezeichnet damit die gewonnene Freiheit der deutschen Dichter, Philosophen und Künstler.

- 5) Der V. 71 genannte mittlere Wald bezeichnet die Idee, daß Deutschland Europa's Mittelpunkt, dies aber der von den übrigen Welttheilen eingeschlossene, innere Kern der Erde sey.
- 6) Der Verfasser scheint mit V. 75 - 86 eingestehen zu wollen, daß auch aus Deutschland die körperliche Herrschaft der Welt hätte hervorgehen können, wie die geistige, wenn es seiner bewusst gewesen wäre in dieser Hinsicht.
- 7) Das in V. 89 sq. genommene Gleichniß ist aus der neuesten Botanik. Diese nimmt nämlich keine Begattung der Pflanzen an, sondern ein Absterben der Blüthen durch den Pollen, eine Verstäubung derselben durch diese vernichtende Theilchen. Er scheint der Satire dadurch einen Platz in der Zeit anweisen zu wollen, daß sie erscheine, wenn über die Blüthe des Geistes gleichsam die Vernichtung komme; und am Schlusse äußert auch Vater Teut diesen Gedanken. Ihre Zeit läge demnach da, wo die Dinge der Freiheit als abgethan sich dem Gerichte unterwerfen müßten.







übrig, nämlich der, daß der Verfasser so bescheiden ist, diese seine Satiren für das Rohe zu erklären, woraus Vater Teut durch die Ahndung seiner künftigen Blume, Entschuldigung seines Zudrängens nehmen soll; oder es liegen in der Satire zwey Extreme, das Herbe und das Milde, Stachel und Rose, wo eines ohne das andere nicht bestehen kann. Hieraus mögen denn die geneigten Leser das wählen, was sie für den Verfasser am liebsten wählen mögen. Dergleichen Wahlen werden ihnen öfter angeboten werden.

10) In V. 112 zeigt der Dichter selbst, daß seine Satire eine Art verständiger Rede sey. Siehe das Ende der Not. 2. —



II.

**T e u t.**

„Höre die Sage, bevor du eingehst, freund-  
licher Fremdling.

„Denn es betäubet den Geist die Gegen-  
wart, und der gekommne

„Irre Gedanke will oft der herrschende  
bleiben auf immer.

„Zu dir wend ich mich auf A s t r a e a himm-  
lische Jungfrau,

„Die du oben dein Haus gegründet über  
den Sternen, 5

„Angeschauet von Göttern mit Lust, nicht  
minderen Reizes,

„Neben der Wahrheit selbst und der  
Schönheit, Seeliger Schauspiel!

„Du ehemals zu den Menschen gesellte,  
ihrer Entartung

„Bald abhold, zu den Göttern gewichene,  
göttliche Weisheit;

„Aber noch milden Gemüths die Schü-  
tzerinn jeden Geschlechtes, 10



„Ahnliche Tugenden ihm und Sinn und  
Macht zu erhalten

„Gern geneigt, wenn irgend ein Stamm  
nacheifert dem Ursprung!

„Doch gewaltigen Zorn auch trägst du ge-  
gen den Frevel,

„Wenn ein Volk, verletzend den Sinn des  
eigenen Lebens,

„Folgt irrtreibender Lust, der Noth ein  
Spiel und dem Zufall. 15

„Also fließet von dir des Heiles Quell und  
des Unglücks.

„Hin zu jeglichen Stamm entsendest du  
eine der Töchter,

„Göttlichen Blicks, aus der Dinge Beginn  
das Ende zu schauen,

„Und zu weisen den Pfad des alten  
Rechtes im Volke,

„Dafs es ein eigenes sey, im eingebore-  
nen Gleichmaafs. 20

„Und es empfängt die Tochter von irdi-  
schem Sprosse den Volksgeist;

„Lenksam, weich und dem Bösen geneigt  
im irdischen Leibe,

„Leicht



„Leicht betäubt, und um Rath verlegen,  
bang und verirrtlich.

„Ist ihm aber der glückliche Sinn aus dem  
Sprosse geworden,

„Wannen er ward, vermählt er sich schnell,  
sein Wesen erkennend, 25

„Jener, welcher das Volk die Knie beu-  
gend und liebend

„Leben vertrauet, der Form, und Gut  
und Wünsche des Lebens.

„Diese nun führet den Geist alsbald, und  
geliebet vom Geiste

„Glücklich jeglich Geschäft, und das mun-  
tere Treiben des Volkes.

„Drei nun werden aus ihr der blühenden  
Kinder geboren, 30

„Freiheit, Sinn und Gewalt, der  
Bürger treffliche Lenker.

„Aber die Jungfrau Gewalt ist kräftigen  
Leibes geboren,

„Eingehüllet in Stahl und unbeweglicher  
Seele,

„Und ihr Wort ist kurz, ein wiederkeh-  
rendes Sprüchwort;

„Jeg-



„Jeglichem Willen ein Band, und jeglichem Geiste verständlich; 35

„Vieles in Eins zu ordnen geschickt, und keinem erlaubend,

„Eigenes Wesen hinein in der Ordnung Kette zu binden.

„Mittel fehlen ihr nirgend, wie dräuend auch die Gefahr sey,

„Und wie alt sie auch und erkennbar, fruchten sie dennoch,

„Neue Spiele der Kraft am Feind erweisend und Frevler. 40

„Und die Jugend ziehet sie auf nach eisernem Grundsatz,

„Sie gewöhnend an Recht und gleichen Sinn miteinander.

„Aber keinem weicht ihr Wille, außer dem Bruder

„Sinn und Freiheit der Schwester, geliebt mit zärtlicher Inbrunst.

„Aber der Jüngling Sinn ist lieberweckenden Wesens, 45

„Schön, und schmiegender Mild', und zornlos, allen versöhnlich,

„Kein



„Kein unruhiger böser Gedank' durchirret  
die Seele,

„Heut ist gleich dem Gestern und Mor-  
gen, alles begrüßt ihn

„Froh, und hoffet von ihm ein liebendes  
Wort zu erhalten.

„Und er will sich in Lieb' ansenken jeg-  
lichem Menschen, 50

„Lenken Gespräch', und mildere Werk',  
und führen des Tages

„Ordnung, stellen die Weis' und Gebräu-  
che himmlischer Andacht,

„Leitend den flammenden Trieb zu Ahn-  
dungen göttlicher Wahrheit.

„Freiheit aber, die Schwester der bei-  
den, lässet die vielen

„Gern der Schwester allein und dem Bru-  
der. Einzelne Seelen 55

„Suchet sie vor, und lehret sie mild, und  
gönnt den Geschiedenen

„Göttlicher Bilder Beschaun, und schafft  
die hohen Gestalten,

„Welche gefernt den Geschwistern und  
unausgleichlicher Herrschaft

„Heiter



„Heiter ringen mit sich um eiserne Fesseln  
des Lebens.

„Und sie lenkt die Vertrauten immer,  
übet die Künstler, 60

„Schaffet der Chöre festliche Herrlichkeit,  
hoher Gebäude

„Ewige Pracht, und die Lust der dichtri-  
schen Sage zu horchen.

„Und des Reichthums herrliche Fülle rei-  
chet sie andern,

„Andern des Geistes volles Geschenk, und  
lehrt den Gebrauch dann,

„Und die Wege, zu theilen die göttliche  
Gabe mit allen. 65

„Sie erwecket die Ehrfurcht dem einen,  
anderem Liebe,

„Freundschaft diesem, und dem im Scherze  
freudigen Beyfall.

„Also theilen die Drei in munterer Sorge  
die Herrschaft:

„Sinn und Gewalt dem Ganzen die  
Kraft zu erhalten bemühet,

„Und die gleiche Natur, und das abge-  
schiedene Zeichen; 70

„Frei-



„Freiheit aber das menschliche Loos und  
das göttliche Wesen

„Jedem allein begründend, und jedem die  
eigene Krone

„Reichend, die ihm im Sehnen aus inner-  
stem Herzen erstrebet,

„Wohl erkannt in der eignen Natur, be-  
freit von der Knechtschaft,

„Welche die lügende Lust dem Unglück-  
seeligen oftmals 75

„Reicht, ihn beugend dem Joch der har-  
ten Noth und des Zufalls.

„Hast du den Stamm gefunden, o Fremd-  
ling, welchem die Dreie

„Sind, so bleib mir allda, denn jenes, wel-  
ches du aufsuchst,

„Ists, das göttliche Volk, der ande-  
ren viele gewahrst du.

„Denn die Seherinn aller Gerech-  
tigkeit, welche den Ursprung 80

„Einem Stamme leitet, Astraeas Tochter,  
erwäget

„Oft, von Liebe geblendet, das Heil dem  
schwankenden Volksgeist

„Nicht,



„Nicht, und zwinget ihn nicht, ihm Lehrer gebend und Lenker.

„Und er beginnt mit böslicher Form zu mischen das Leben

„Und zu folgen trüglicher Lust. Unseeliger Wettstreit 85

„Reizet die Kinder alsbald zu Kämpfen gegen einander.

„Und die stärkere Gewalt erdrückt den Sinn und die Freiheit

„Lieblos, schilt den Thörigten ihn, und heisset die Schwester

„Rechtlos, böslich und falsch, und trennt sich innigen Zorns voll.

„Alles zerreißt und wogt in traurigem Sturz durch einander.“ 90

Dieses redend umarmte den schöngebildeten Fremdling

Die noch schönere hohe Gestalt; ich selber vermag nicht

Ihren Namen zu nennen, und gab ihm scheidenden Kufs noch.

Und noch rief er ihr nach: „Zum göttlichen Volke ja eilet

„Grade



„Grade mein Fuß; dort seh ich den Wald,  
worinnen verborgen 95

„Lieget das Haus des Teut, des Va-  
ters treflicher Kinder.“

Und indem ihm der Fuß rasch fortschritt,  
irr'ten Gedanken

Vielerlei Art ihm schnell durch die Seele,  
manches erblickend:

„Drum ja sehn wir das Land in europäi-  
scher Mitte,

„Dafs es die Schule der Welt, der Born sey  
himmlischer Herrschaft; 100

„Aber wie ärmlich schaut sich das Haus,  
wer mögte den süßen

„Kern im herben Gehäus der Nuß vermu-  
then aus Welschland,

„Welche mit ätzendem Saft versuchende  
Hände zurückschreckt?

„Ist doch aus Niedrigem stets und Verbor-  
genem immer das Weltheil

„Aufgestiegen, drum lasset euch Sumpf  
und Wasser und Felsblock 105

„Nicht den Pfad verschliessen zum Heilig-  
thum. Wer es geschaut hat,

C

„Wird



Wird auch anders schauen dies häßliche ;  
wie sich die Blumen

„Und die Blätter der Bäume zum Licht  
hinwenden der Sonne,

„Glanz zu empfahn und Leben und Kraft  
zu schöpfen von oben,

„Also wird die sehnende Seele endlich ge-  
stillt seyn, 110

„Und den genügenden Keim zum freudi-  
gen Leben empfangen.

„Wie ihr Griechen und Römer und all ihr  
Völker auf Erden

„Habt ihr so sparsames Licht ins innere  
Leben ergossen!

„Seht, dies hölzerne Haus beschämt die  
Tempel von Marmor!

„Golden nun wird auch der Alltag, ein  
Fest ist Morgen und Abend! 115

„Siehe, es hat sich der Gott in die Menge  
begeben in Demuth!

„O! ihr schützenden Wesen, ihr alle, wie  
ihr euch nennet,

„Helfet die Sinne mir sammeln und jegli-  
che Schwinge der Seele,

„Dafs



„Dafs ich des Vaters Teut Mysterien heilig empfangen!“ —

Dieser Gedanken voll nun irrte der for-  
schende Fremdling 120

Hin durch den Wald; doch plötzlich er-  
blickt er, wieder die Hofnung,

Ein feindseliges Weib, in den Weg ihm  
tretend und hemmend

Alle Hast der Schritte durch unerträgli-  
chen Scharfblick,

Und er wagte das Aug' nicht aufzuschlagen,  
bevor sie

Mild nicht lenkte die Stimme, den Muth  
in der Brust zu erwecken. 125

Und sie harr'te nicht lang' und sprach:

„Verblendeter Jüngling,

„Welche Thorheit reget dich auf, die Schan-  
de des Sohnes,

„Den ich gebahr, zu schaun, und mehr dem  
verwirreten Sinn ihm

„Noch mit Lob und forschender Neubegier  
zu bethören?

„Ferne dich, schone mich auch, ich liebe  
solchen Besuch nicht.“ 130



Und es sprach der erröthete Fremdling:

„Wie nur vermagst du  
„Diesen feyernden Wald mit Gram und  
Zorn zu entweihen,

„Den zu suchen die Sage mich rief aus ent-  
ferneten Landen?

„Denn aus dem Schoofs Europa's, so hört'  
ich, werde der Knabe

„Kommen, dessen Gewalt und allbegriffe-  
ne Seele 135

„Friedlich werde das Haupt den Stämmen  
jeglichen Landes.“

Und es stimmte sich milder der Sinn des  
gewaltigen Weibes;

Dennoch aber den Gram, wie heftig immer  
ein Mensch ihn

Zeig', ein nichtiges Lächeln, so schmerz-  
vollen Blickes erweisend.

„Mich Unseelige,“ sprach sie darauf, „war-  
um, o warum nicht 140

„Spaltest du dich, o Erde, mich einzustür-  
zen in deine

„Ewigbergende Nacht? O Fremdling, wel-  
chen du dorten

„Schaust,



„Schaust, umringt von rasender Brut im  
Hause des Elends,  
„Der ists, welchen du suchst, den eilst  
du Thor zu verehren.  
„Stolz nun ist er auf Tand und Schmach,  
und thörigte Kinder, 145  
„Der, je tiefer am Staub, um desto mehr  
sich ein Gott dünkt; —  
„Ihn gebahr ich in finsterner Nacht an je-  
nem Gebirge,  
„Welches die Tann' und die Eiche durch-  
ziehn mit bräunlichen Schatten.  
„Wehe, wer den Sprüchen vertraut und den  
Armen der Götter,  
„Selbst in den Schoofs sie legend, und Heil  
erwartet von oben. 150  
„Also sagte die Mutter mir einst: Kind,  
lasse das Knäblein  
„Auferziehen zur Jagd, in rauhen Bergen  
zu wandern,  
„Dafs er dem Tone des Horns nachstreb'  
und dem Bellen der Hunde,  
„Sich gewöhne zu Waffengetös' und zu  
harter Gewaltthat;



„Aber nicht ruhe, bevor ihn kräftige Werke verkläret. 155

„Dann wird vieles empfangen der Mann  
von den ewigen Göttern,

„Und im goldenen Saal der Greis mit den  
Seinen gelagert

„Feyern das herrliche Fest, bekränzt mit  
der Eiche des Ruhmes,

„Und umtönt von Gesängen in Lieb' hoch-  
herziger Kinder.

„Doch ich Unseelige wollte zu spät erler-  
nen den Wahlspruch, 160

„Dafs ein erwachsenes Kind unbändig wer-  
de der Mutter,

„Wenn sie versäumt, die Ruth' und den  
Arm zu brauchen vorauf erst.

„Frei, ach! liefs ich den Knaben, drum  
schuf er solcherlei Wahnsinn.

„Ach! warum nicht macht' ich die slavi-  
sche Fessel dem Knäblein?

„Dafs sie reife der Mann, mit wildem  
Muthe die Freiheit 165

„Ganz zu erstreben, Gesetz und Gewalt  
zu ordnen, und kräftig

„Ab



„Ab vom Fremden zu scheiden in eigen-  
mächtiger Hoheit.

„Spielend nahm er das Horn und den  
Speer und die bellenden Hunde,

„Kurz zur Jagd ausziehend, und alles len-  
kend in Kurzweil.

„Wild oft führt er mit Thieren den Streit,  
doch nimmer gewann er 170

„Glänzendes Ziel, auch nah an solchem  
lenkt er den Schritt um.

„Oder er liebte, bekämpfetem Feind das  
Leben zu schenken,

„Mit in die Höhlen zu ziehn, zu schlie-  
ßen niedrige Freundschaft,

„Und der Bestien Bräuche mit Lust zu  
empfahn, bis sie selber

„Ihn verachtend hinaus gebissen aus ihrer  
Behausung. 175

„Bald entschlief er am Tag' und wandelte  
fruchtlose Nacht durch;

„Und es ertobte der Wald von ungebän-  
digtem Wilde.

„Oftmals muntert' ich ihn, doch immer  
folgt' er sich selbst nur.



„Bald dann mehrte der Muth sich den  
Nachbarn, Heulen der Thiere  
„Schallt', und hinab von den Höh'n oft  
fremdes Horn und Getreibe. 180  
„Und ich rief: auf, Söhnlein, erscheine an  
der Spitze der Jugend,  
„Dafs sie dich ehren den ersten des Wal-  
des. Gürt' dein Schwerdt um,  
„Dafs sie dem Glauben gemäfs und der al-  
ten Sage dich preisen.  
„Aber er sprach: „Lafs, Mütterchen, mich  
nur sorgen, du weifst nicht,  
„Was ich zu thun im finsternen Wald, wohl  
weifs ich es selber! 185  
„Und er entfernte sich heimlich und zog  
zum Magier ferne,  
„Küfst ihm den Fuß, und opfert ihm Blut  
nach Sitte der Fremden;  
„Für die Schlüssel zum Himmel verschrieb  
er selber den Leib ihm.  
„Wiedergekehrt an die Schwelle nun legt'  
er sich, liefs auf die Haasen  
„Fliegen den Speer, und vergafs, mit Wöl-  
fen kämpfen und Bären. 190  
„Bald



- „Bald nun nahm er die Spindel, und dreh-  
te sich Fäden, und webte  
„Sich ein Gewand, und sang in unver-  
ständlichen Weisen;  
„Sprach mit sich selbst sich lobend als-  
bald, daß solcherlei Handwerk  
„Besser ihm doch geläng' als hochgeübe-  
ten Nachbarn.  
„Flecht sich so Kränze von gelbem Geblüm,  
und ging an den trüben 195  
„Harzquell, ruhend allda auf harten Stei-  
nen und Fichtsaat.  
„Hier begann er, den Schlund in rauhe Wei-  
sen zu zwängen;  
„Thörigt den kläglichen Sitz Walhalla  
nennend der Götter,  
„Pries er verkehrt erlogenes Glück, und  
immer sich selber  
„Hebend zum Gott und verehrend entzog  
sich die schützende Macht ihm. 200  
„Hierhin immer im stillen gewandt belog  
er mich kühnlich,  
„Daß er die Feinde getrieben und wild-  
anrennende Thiere;  
C 5 „Und



„Und ihm glaubend, ich Thörigte, dacht  
ich, daß er in Wahrheit  
„Auferzogen hinan zu besserer Sitte ge-  
diehn sey.

„Als er nun viele Jahre gegangen und wie-  
dergekehret, 205

„Elender immer im Aug' und am gänzlich  
schwindenden Körper,

„Sagt' er mir Sorgenden oft: O Mutter,  
solcherlei Trübsal

„Macht mir der heftige Kampf mit wilden  
Thieren und Menschen.

„Also schwindet der Leib mir, es trägt  
nicht Blüthe die Jugend.

„Andere kränzen mit Blumen ihr Haupt,  
in schöne Gewänder 210

„Hüllen sie ein den zierlichen Leib, und  
die biegsame Sohle

„Flechten sie unter den schwebenden Fuß,  
und die Töne der Sänger,

„Und der Lauten melodischer Klang, und  
des Weines erfüllte

„Goldene Becher erfreun die freudigen  
Gäste des Festes.

„Und



„Und sie fehlet auch nicht, die angeschmie-  
gete Gattin, 215

„Und der Kinder frohes Gewühl, wie sol-  
ches mir armen

„Einsamen alles entgeht in graunerfüllter  
Wildniss. —

„Murre nicht wider den Himmel, entgeg-  
net' ich, daß er dir andre

„Pfade beschieden, als jenen in warmen  
Gärten der Erde.

„Wisse, daß du des Waldes Geburt, nicht  
ziemt es dir anders. 220

„Jeglichem fällt das gerechte Geschick in  
der heimischen Erde.

„Wer es verachtend zu schmähen beginnt,  
und andres erstrebet,

„Wohl ists, daß er verstoßen aus seinen  
eigenen Gefilden

„Pfadlos irr' im fremden Gebiet, ohn' Frie-  
den und Obdach.

„Wohl auch dein harr't besseres Loos und  
beneidetes, aber 225

„Säume nicht träg, und beginne nicht lä-  
sige Werke der Thorheit.

„Bes-



„Besser, die Jugend gestrebet in Kraft und  
Ruhe dem Alter,

„Als dem Knaben ein weichliches Bett und  
dem Greise die Arbeit.

„Wenn du im Kampf ein bleibendes Glück  
auf Erden begründet,

„Schliesse den ewigen Bund, ein Weib be-  
sorge das Haus dir; 230

„Und der Kinder geschäftige Hand befesti-  
ge jedes

„Häusliche Glück, und zeige den Weg zu  
Frieden und Eintracht.

„Höhnisch lächelnd enteilte der Thor.  
Ich aber noch immer

„Mild im mütterlich liebenden Sinn ge-  
dachte dem Sohne

„Nachzufolgen, und Trost und Bestand in  
die Seele zu führen. 235

„Als nun mühsam ich nach dem eilenden  
Sohne gegangen,

„Schweigend stets, ihm die Rede zu brin-  
gen in traulicher Nähe,

„Und er mich folgende nicht bemerkt auf  
schaurigem Waldpfad,

„Wo



- „Wo nur find ich das Wort, des Anblicks  
Schmerzen zu zeichnen,  
„Den ich erlebt', ich Unseelige, dort? Aus  
elendem Hause, 240  
„Aber mit Farben immer geziert und prun-  
kender Thorheit,  
„Tritt mit schreiender Schaar von unge-  
rathenen Kindern  
„Ihm entgegen ein Weib in einsamer Ge-  
gend des Waldes,  
„Nennend den trüg'rischen Sohn Gemahl,  
und die Kinder ihn eilends  
„Anzuschreien ermunternd, den unglück-  
seeligen Vater. 245  
„Und es log das Weib sich Form, und sie  
nannte der Gatte  
„Lieb und schön, obwohl sie von unbe-  
holffenen Gliedern,  
„Träg und eitel, unsauber und unbeküm-  
mert der Wirthschaft —  
„War es die Lüge nicht selbst, so war es  
doch eine Verwandtinn — .  
„Und die Kinder nannte sie Sinn, Frei-  
heit und Gewalt gar, 250  
„Solch



„Solch entartete Brut, wie nimmer schau-  
te die Erde.

„Diese nun zankten und trieben sich schla-  
gend hiehin und dorthin;

„Oder versöhnt entsprang Gezücht dem  
buhl'rischen Lager.

„Solches waren des Volks Abgötter, und  
Lenker im Glauben:

„Wodann, welcher Gewalt ausüben sollt',  
und die Herrschaft 255

„Lenken, Ordnungen geben, und sichere  
Dinge dem Tage;

„Also benannt, weil jeder im Volk Befehle  
zu hören

„Eifrig, fragend den nichtigen sucht:  
wo ist er nur, wo denn?—

„Denn er war nirgend zu Haus, und Wort  
und Arm in den Lüften.

„Mannus, männliche Kraft, mit schwe-  
ren Füßen von Eisen, 260

„Stahlenem Rücken, und führend ein  
Schild dem Thurme vergleichbar,

„Bogen und Speer wie keiner der waffen-  
tragenden Männer;

„Wohl



„Wohl einsenkend die Last in fremden Bo-  
den, doch gleichfalls  
„Stecken bleibend im eigenen Feld, um-  
ringt und beschossen,  
„Voll gewaltigen Zorns, und doch durch  
feindliche Kriegslist 265  
„Auf den Rücken gelegt, wo jegliches  
Wenden unmöglich,  
„Schmerz bereitend dem Schlagenden bloß  
durch Härte der Glieder,  
„Und gewöhnlich nach Haus vom Feinde  
selber getragen.  
„Auch Tanfana findet man dort, Gese-  
tze zu ordnen  
„Und zu verleihen das ebene Gleis dem  
ewigen Rechte; 270  
„So vom Volk' benannt vom täglich be-  
ginnenden Anfang.  
„Denn sie webet Gesetz' aus fremden Lum-  
pen und Fäden,  
„Und für jeglichen Fall, der irgend ge-  
kommen im Alltag.  
„Und im Ganzen webet sie nächtlich wie-  
derum rückwärts,  
„Denn



„Denn es würde das Netz ohn Anfang endlich und endlos. 275

„Thor der sinnige Gott, der Stifter froher Gemeinschaft,

„Donnerer heim, dem Fremden ein Narr, und lächerlich immer,

„Aber des Scherzes bitterster Feind. Denn böse Geschichten

„Sammelt er auf aus Land und Stadt, und ordnet die argen

„Wetter im Haus, stört Frieden und Lust, und häufet dem Volk Zorn, 280

„Gallig selber, argwöhnisch, und übelnehmend ein jedes

„Feinere Wort, nachdenklich ob leisen Reden, und fremde

„Sitte lobend, sofern sie stimmt zu eigener Thorheit.

„Auch wohl redet er Sprachen der Fremd', und putzet den Leib sich

„Wohl mit Steinen und Seid' und Gold, doch weinerlich immer. 285

„Freya, welche die Bündnisse schließst, die Männer und Weiber

„Son-



„Sondern von frohem Verkehr, und eigne  
Mysterien ordnet,  
„So in Küch' als Keller und Zucht mit-  
sprechender Kinder.  
„Krodo giftigen Hauch's, benannt von  
der heimlichen Kröte,  
„Welcher die Art und Gebräuch' ersann  
der kirchlichen Andacht, 290  
„Und mit giftigem Haß ob nichtiger Dinge  
des Volkes  
„Herzen erfüllt' und entzweiht', und Ver-  
folgungen gründet den Guten,  
„Oder sein eigenes Werk mit höhnender  
Lache zerstöhret.  
„Nehalennia auch die Nebelnde, welche  
des Wassers  
„Quellen gebeut, die Muse am geister-  
sammelnden Bloxberg; 295  
„Immer bereit, aus Wolken die kühlende  
Quelle zu gießen,  
„Jede feste Gestalt in bläuliche Nebel zu  
lösen;  
„Einzuziehen in Wasser das Licht, zu bli-  
tzen im Dunkel,  
D „Nächt-



„Nächtlich zu tanzen, und jeglichen Strahl  
des Tages zu meiden,

„Fernher sammelnd die Dünste der Nacht,  
Irrlichter und Nordschein, 300

„Und zum Tanze sie ziehend auf gastfrei  
offenen Bergkopf;

„Aber am Tage den nächtlichen Glanz in  
Wasser verwandelnd,

„Und entsendend dem Volk die laulichen  
Tropfen Reizes.

„Püsterich, welcher der Wissenschaft  
Wind aus tönendem Schlauche

„Stößt in das Thal, und Neu zu preisen  
das Alte mit starken 305

„Worten versteht wie keiner, und Glau-  
ben mit ärztlicher Miene

„So sich erwirbt, daß alles im Volk auf-  
staunet der Weisheit,

„Oft sich wendend an ihn, der Wahrheit  
Frucht zu entlocken;

„Aber getäuscht bleibt noch im Herzen  
dauernder Glaube,

„Denn leicht fühlt man den Wind, er  
pfeift von hier und von dort bald. 310

„Irmen-



„Irmensul den Bauten ein Gott und  
prangenden Tempeln,  
„Und den Pallästen der Großen, ein ehr-  
furchtweckendes Wesen,  
„Also genannt von Armseeligkeit einst und  
kleinem Gepränge,  
„Welches er liebt' vor allen, und Großes  
gern in dem Kleinen  
„Lieblich theilet und trennt, den Kindern  
ein häuslicher Vater. — 315  
„Solche Kinder sah ich Unseelige! Siehe  
den Schmerz denn,  
„Meines Sohnes verhafstes Geschlecht;  
und jedes der Kinder,  
„Anders ists von Gestalt, und anders zeigt  
es die Thorheit,  
„Anders lobt es die Mutter zugleich und  
der thörichte Vater,  
„Jedes in eigener Art zu eitlen Gebehr-  
dungen ziehend. 320  
„Aber die Brut, sie haßte sich selbst wie  
Wasser und Feuer,  
„Zischend einander zu tödten erstrebend,  
also von Neide



„Einer den andern entbrannt, mit höhnenden Worten zu necken.

„Wo die Gewalt nicht war, versuchten sie, und in den Kämpfen

„Lachten sie schallend dem Vater ins Antlitz, wenn er zur Eintracht 325

„Rief; denn wieder die Mutter begünstigte andre der Kämpfer.

„Und ich trat in die Mitte und sprach: Verruchtester Bastard

„Tritt mir nicht wieder die Schwelle. O weh mir! Solcherlei Unheil

„An dem eigenen Kinde zu schaun! Dies also erkorst du?

„Lafs denn Kränze dir bringen von deiner Brut und den Thoren; 330

„Warte nicht mehr auf anderen Ruhm. Es haben die Götter

„Längst den Stab dir gebrochen. Verflucht sey jeglicher Unhold,

„Welcher betrogen die ihn gebar, und andere Wege

„Trat, als die ihm gegönnt von ewigen Göttern zu wandern.

„Und



„Und mir stieg in die Wangen die Schaam,  
und die ewigen Götter 335  
„Bitt ich noch jetzt, zu öffnen den Schlund  
der vernichtenden Erde,  
„Wie ich es damals gewollt in jammer-  
schwerer Betäubung.  
„Geh nun, wenn dir einer der Götter die  
Augen geblendet,  
„Fremdling hin zu dem treflichen Teut,  
und helfe mit seinen  
„Kindern ihn heben, und preisen, und  
schmähn im wirbelnden Kreise. 340  
„Sieh vor der Hütte das Blut, die Waffen  
warf er von dannen,  
„Und den Schild, und den Speer, und der  
Jagd anmuthige Rüstung,  
„Hüllte sich ein in gewebeten Schmuck  
von eigenen Händen,  
„Wohl mit Blumen geziert, und Sternen  
und Zeichen der Fremde.  
„Und es wiegten ihn noch in wehrlosen  
Schlummer die Kinder, 345  
„Und die Geliebte zugleich mit göttlichem  
Preisen und Ehren.



„Aber die Feinde thaten nicht so, drum  
nahten sie kühnlich,  
„Ihm zu zeigen ein menschliches Loos,  
und wild in die Wälder  
„Stürmten sie ein, ihm mordend das Volk,  
das nichtigen Glauben  
„Immer in treulicher Brust noch hegt' für  
diese Behausung. 350  
„Fast verzweifelte nun der Vater an eige-  
ner Gottheit;  
„Aber es hob der treflichen Kinder eines  
den Finger,  
„(Püsterich war's, und es half Neha-  
lennia) tauchend in warmes  
„Rauchendes Blut des gefallenen Volks,  
und nahte der Hütte.  
„Vor die Thür und die Pfosten ein Kreuz  
zu mahlen begann er. 355  
„Und er sprach: Aus diesem hervor, ihr  
nichtigen Kämpfer,  
„Steiget, was euch beherrscht, ihr tödtet  
nimmer den Geist auch,  
„Dieser löset vom Kreuz die drückenden  
Banden der Erde!  
„Sol-



„Solches füllte das Herz des Vaters wie-  
der mit Thorheit.

„Und sich gefallen im eigenen Blut und  
im Blute der Kinder, 360

„Und in des Volkes bitterem Tod, ein  
jegliches Mittel

„Von sich weisend, was irgend der Kraft  
die freiere Bahn brach,

„Rief er selber den Feind, auch ihn und  
das letzte zu tilgen.

„Geh nun, Fremdling, und ehre den  
Mann, ihn hab ich geboren,

„Ich unseelige Herta, der Wildniss  
Kind und Astraea's! — 365

„Ach nun zehret der Gram an mir, und  
nimmer getröstet

„Kenn' ich nicht pflegende Sorge der Zeit;  
und immer begehrt ich

„Brennend vor Schaam die glühende Wang'  
in die Erde zu tauchen.

„Du nun kniee vor dem, ich berge mein  
Haupt in die Nächte!“



Gewaltsame Anmerkungen  
des  
Collaborator Dr. Peter Rüppel,  
zugleich Hofcriticus zu O\*\*\*  
zur zweiten Satire.

Wir sehen den Verfasser hier auf einmal ganz wider Dichter- Gebrauch als Politiker, und gar als einen, wie ihn Rousseau verlangt, göttlichen und begeisterten, welcher seine Gesetze vom Himmel bringt, und durch das Erkennen des Urgeistes seines Volks zu der Bestimmung seiner Abweichungen vom Rechten gelangt. Da aber diese göttlichen Gesetze uns am Thor-schlusse vorgelegt werden, wo in ihrer Aufklärung weder ein Schlüssel noch ein Mauerbrecher gefunden werden kann, um in die alte Behausung wieder zu kommen, so möge der Verfasser mit seinem eigenen Verse wieder menschlich gestimmt werden:

Menschlicher Geist ermisset das Ding am  
Ende des Dinges,

Göttlicher aber ergreift mit dem Beginne  
das Ding.

Nach dieser Artigkeit gegen den Verfasser müssen wir wieder die Sinne der geneigten Leser in Anspruch nehmen, um die hier einschlagende Rede unseres Satirikers zu vernehmen, welche der Schluß einer langen Unterredung mit



mit ihm war. Sie lautete also: „Sie haben mir also zugegeben, Herr Hofcriticus, daß außer den Dingen, welche man mit den Händen greifen kann, wenn sie anders anzutasten sind, oder doch gerochen und gesehen oder gehört werden können, andere da seyen, die gleichsam unserem eigenen Gemüthe als Früchte entfallen, wenn wir in demselben wie an einem Baume hinaufklettern; die eben darum wohl da seyn müssen, weil andere, welche in ihrem Gemüthe entdecken wollen, grade auf dasselbe stoßen, und die denen geholfen wird auch dasselbe fest und sicher wie mit den Händen zu greifen glauben. Wer aber nun ganz in die äußersten Verzweigungen seines Gemüths hinaufklimmt, bekommt theils von dem Ort, an dem er sich unmittelbar hält, theils von den Gegenständen um ihn her so neue und herrliche Ansichten, daß sie denen, welche unten geblieben sind, ganz unglaublich und wunderbar dünken, wenn sie Erzählungen davon vernehmen, und eben dadurch bleiben sie gern in ihrem Unglauben, weil der Gesellschafter auf diesen Höhen wenige sind, die meisten aber sich mit dem begnügen, was andere zufällig herabgeschüttelt haben, und welches ihnen dann als die Summe aller Offenbarungen des Geistes vorkommt. Wenn Sie also nun, Herr Hofcriticus, dasjenige



vernehmen wollen, was über die Früchte, welche Ihnen, das deutsche Wesen betreffend, zugeschüttelt worden, und welche Sie gläubig im Gemüthe verwahren, höher hinauf gewachsen ist, den Stamm nämlich, von dem sie hinabgeworfen sind, so stellen Sie sich nur furchtlos hier unter den Baum, und ich will Ihnen zurufen, was ich oben sehe, und auch Zweige hinabwerfen, von denen Sie gestehen sollen, daß Ihre Früchte daran passen. Ganz oben nämlich in einer großen Blüthe sehe ich das Bild der göttlichen Astraea, welche über dem Olympus neben der Wahrheit und Schönheit selbst von den Himmlischen und Seeligen verehrt wird. Sie stellt nichts anders als das göttliche Recht dar, die Ordnung, das Verhältniß und das Maafs, in welche auch das göttliche Leben sich fügt, und welchem das menschliche zustrebt, so viel es sich Maas in dem unermesslichen Drange der Erde geben kann. Unter diesem göttlichen Rechte nun, und als Ausflufs desselben finden wir die Stammidee, die unter die Menschen gekommene Astraea, den vom Himmel ausgehenden Ursprung der Völker, wie Sie ihn aus den Sagen von allen vorzüglicheren Stämmen kennen; die Neigung des Stammes für sich, in einem geschlossenen Körper, einer Person, ein Symbol des Himmlischen

schen



schen auf der Erde zu seyn, so wie die Juden die göttliche Weisheit das Irdische lenkend, die Griechen den menschlichen Sinn seinen Stempel auch dem heitern Göttlichen aufprägend und in den Olymp aufgenommen, die Römer die Gewalt, allein vom Himmel gezügelt, dargestellt haben. Der Hebräer kennt nur einen Gott, dessen Weisheit seine Schritte aus den Hallen des heiligen Tempels lenkt. Der Grieche schafft Götter aus jeder Lust, aus jedem Schmerz, aus jedem Gedanken und verehrt sein Leben im Olymp. Der Römer nimmt Götter auf, und sammelt sie wie nur von ihm erkannte und gewürdigte Schätze unter seinem Dach, um mit ihnen den Scepter der Erde zu theilen. Sprache und des Wohnsitzes Gestaltung sind die ersten Zeichen, aus denen der Fremde die Stammidee rein erkennt. Diese Stammidee nun gebiert, sich mit dem Volke vereinigend, den Volksgeist, das zeitliche Organ der Stammidee, wenn der Volksgeist in mütterlicher Erziehung und Sorge bleibt. Dieser aber in der Zeit und im Körper befangen, ist wankender und veränderlicher Art, und kann nicht anders zu einem steten und festen Bestehen gelangen, als bis er sich mit der für ihn gegebenen Form verbunden, und in ihr sein Bild wiedergefunden, und Befriedigung in ihr mit



mit sich erlangt hat. Hier aber liegen die Abgründe, worinn die Völker versinken und sich selbst vernichten, und ein Spiel der Zeit, des Zufalls und der innern Entzweihungen werden. Dafs er, aber diese Form erkenne, ist es nothwendig, dafs die Kindheit gewichen und das Bewustseyn hervorgetreten sey. Ein edler Stamm gelangt bald dahin, ein gröberer durchläuft lange Zeit bis zu seiner Vermählungsperiode mit der Form, und oft der Liebe ganz unfähig lebt er allein dem Zufall, der ihn auflöst, er erlebt nie, und wird nie belehrt durch die Zeit der Gesetzgebung. Nach diesem Moment geht der Volksgeist neu und kräftig hervor, und immer fester wird das Band zwischen ihm und der Form durch die Kinder, welche beiden entblühen. Dies sind: Freiheit, Sinn und Gewalt, die erst erscheinen können, wenn Form und Volksgeist eins geworden sind durch die Vermittlerin aller Wesen, die Liebe. Diese sind die wohlthätigen Lenker des wahren Staats. So lange sie durch Form und Volksgeist älterlich gestützt und einig, sich um das Heil des Volks vertragen und in einander fügen, kann der Staat nicht verlohren gehn, sobald sie aber unter sich zerfallen müssen, ist auch des Volks Sturz bedingt. Die Gewalt nun wirkt unmittelbar der Mutter Form zu, und  
artet



artet auf sie, macht ihre Satzungen geltend und lebendig, bändigt und zügelt das Feindliche innen und aufsen, gleicht alles und jedes im Ganzen aus, und lenkt im Körperlichen, und offenbart sich allein in physischer Kraft. Der Sinn sanfter Natur artet auf den Vater, und offenbart sich im allgemeinen Gefühle, in den Meinungen, im Glauben und allgemeinen Ansichten. Er leitet das Gesellschaftliche, lenkt Sitten und Verkehr, und wie er das Zeichen der Bestimmtheit und Festigkeit dem Leben des Volks aufdrückt, so giebt er den Einzelnen die Sicherheit des Benchmens und inneren Trost in den Lagen, wo die Gesetze der Vernunft und des Verstandes zu bestimmen aufhören. Die Freiheit reißt sich aus der Sphäre der Geschwister los, Astraeen ähnlich; doch aber ist sie wie die Seele an den Leib, so durch Liebe an diese gebunden, und kann in ihren Weisen nie den Sinn und die Gewalt verletzen. Sie ist eine Offenbarerin des Himmels, vertraut sich den höheren Gemüthern und befriedigt die niedrigeren, trennt das Gewaltige von dem Kleinen und bindet es, und giebt dem Geiste Rechte über geringeres Leben. Sie übt die vom Himmel stammenden Gaben, und hegt die irdischen, die zum Heile aller dienen, zeichnet verschiedene Pfade zu Glück und Ehre vor nach den Ge-



Gesetzen eines jeden Gemüthes, und will jeden in seiner Art auf seine höchste Spitze führen. So wie Gewalt und Sinn nun die Aeltern des Volkscharacters sind, des allgemein in der Welt erkannten Gepräges eines Mitgliedes des gegebenen Staats, so bildet die Freiheit den besondern menschlichen Charakter, der das innere Leben im Staate bewegt. Hier haben Sie denn, Herr Hofcriticus, den ganzen Stammbaum der göttlichen Astraea in menschlicher Mesalliance, und hiernach mögen Sie in jeden einzelnen Staat hinabsteigen, und ihn nach der Art seiner Stammidee beurtheilen, des Symbols, das ihm gesetzt ist. Jeder Staat aber will sich zu Gewalt, Sinn und Freiheit vereinigen. In die Sphäre der Gewalt gehört: die Erwerbung des Eigenthums; denn ohne sie erwirbt kein Mensch Erde, nur durch sie kann der Staat Eigenthum geben; das Recht; denn kein bürgerliches Verhältniß wird ohne Gewalt, ohne gegebene Norm rechtlich und unrechtlich; die Erziehung; denn sie soll den Bürger in den Staat einführen und erheben; die Vertheidigung und die Verwaltung des Staats. Der Sinn heischt gleichen Glauben im Staate, giebt die Volksmeinung und herrscht im Wandel und Verkehr. Die Freiheit unterscheidet die Stände, giebt Wissenschaften und Künsten ihre



ihre Blüthe, zeichnet die Einzelnen aus und läßt sie sich auf die Punkte hinarbeiten, von wo sie im Staate von Wirksamkeit und Glanz sind, so wie sie jedem ein besonderes Glück zu erstreben frei läßt. — Noch ist die Rede nicht aus, aber ich fühle auch drückend den Sinn der wenigen Leser, die so weit werden gelesen haben, auf mich wirken, alle mich bittend, doch unter dem Baume fortzugehen, und Luft zu schöpfen unter schattigern Bäumen. Dies wollen wir auch. Aber ich bin doch genöthigt, der Verständigung mit dem Verfasser wegen seine ganze Rede zur Kenntniss der Leser zu bringen. Wer wird sich nicht über die sonderbare Freiheit wundern, welche in ihrer Blüthe grade die Rolle der Tirannei spielt, indem sie einzelne über andere erhebt? Wie würde die Guillottine über den Herrn Verfasser gekommen seyn, wenn er diese rojalistische Freiheit zu einer gewissen Zeit zu Paris gepredigt hätte. Und wenn sie noch Poeten und Historiker höbe? Aber gar die Stände, den Adel, die Minister u. s. w. Eine solche Freiheit ist meiner Meinung nach eine gelchrte Tirannei. Der Verfasser antwortete aber auf meine triftigsten Gründe: Die höchste Freiheit des Staats bestünde darin, daß er seine Kraft frei entwickle, und diese müßte geweckt werden, theils für  
das



das Leiten seiner höhern Verhältnisse, wozu denn seine fähigsten Glieder sich finden müßten, theils für die Belehrung und Bildung seiner selbst durch die Berufenen in der Kraft ihres Geistes. Die Entwicklung aller dieser Kräfte des Staats zu einem freien Spiele sey das Werk der Freiheit, die Unterdrückung derselben durch Gewalt, bei der höchsten Willkührlichkeit der Volksglieder, sey und bleibe die unmenschlichste Tirannei. Es ist demnach dem Verfasser Tirannei, wenn ein Volk sich seine Obern wählt indem es sich versieht, wie meist immer, und die Stellen nicht mit denen besetzen kann, die grade die Geschicktesten dazu wären. Was will er denn nun, wer soll wählen, wer soll regieren? Niemand wahrscheinlich als die göttliche Astraea mit ihren theuren Kindern. Das würde eine saubere Geschichte werden. Wir würden Spielzeuge in den Händen der türkischen Priester dieses imaginairn Wesens werden. Da stehen denn die Ochsen am Berge wie bei allen dergleichen Ideen, die Theorie ist gleich fertig, aber wo bleibt die gute Praxis? Wir sind doch auf der Erde und Bürger derselben, und wollen nichts anders als was uns wirklich gedeihen kann; aber davon wollen denn die fliegenden Herrn nichts hören. Andere wollen nun nicht das geringste mit der Erde zu  
thun



thun haben, vielweniger mit einem Staate. Der Verfasser hat sich doch Mühe gegeben, sich durch die Freiheit an den Staat zu binden, aber doch zu keinen nützlichen Geschäften, sondern, wie er mehrmals geäußert hat, mögte er gar gern eine Pension von irgend einem großmüthigen Kaiser, König oder Fürsten genießen, um seiner Freiheit leben zu können, oder vielmehr der Freiheit eines Staats zu dienen. — Dieser Wunsch ist aber auch nicht bescheidener, als wenn er sagte: ich mögte gern Kaiser oder König seyn, und ich müßte es seyn; denn die göttliche Freiheit krönt ja auch nach dem Verfasser die eingebohrenen Wünsche des Herzens. Hiemit könnte er nun manches gute Herz verrücken, und er kann sich selbst, weil er doch im Ganzen den öffentlichen Vortheil will, gratuliren, daß er einen solchen gewaltsamen Commentator gefunden hat, der ihn für das Leben genießbar macht, und ihn erst zu der Medizin bereitet, wie sie dem Volk allein gedeihlich ist. Seine Hofnung zur Pension will ich ihm übrigens nicht nehmen, und sie ihm christlich gönnen. Von selbst werden aber die geneigten Leser schon darauf gekommen seyn, die Theorie mit der Gewalt zu mißbilligen. Gewalt in Recht und Erziehung! — Das milde Recht, welches aus Vernunftprincipien entspringt,

E



springt, suum cuique tribuere, neminem laedere, mit Gewalt zu verwechseln! und die zarten Seelen der Kinder, welche ja durch sich selbst milde spielend und freundlich kindlich auf ihrer Bahn geleitet werden müssen, durch Gewalt bilden zu wollen!! — Wer weiß nicht, daß lange Ruthe und Stock abgeschafft sind? Und hiemit genug erholt! jetzt wieder zu der Rede des Verfassers, die noch gar nicht zu den Deutschen gekommen war. Noch in Allotriis sich befangend fährt er fort: „Das Märchen, welches in den Gesprächen der Ausgewanderten von Goethe vorkommt, berührt diese Idee; es hebt aus der Tiefe der Nacht die Lenker der Erde, Gewalt, Schein und Weisheit in das helle Licht der Erkenntniß hinauf; nur daß der Dichter hier begeistert das Göttliche anstaunt und ahndet. Daher tritt ein Subjectives hervor, aus dem Sinn wird Schein, aus der Freiheit Weisheit. Wenn Sie aber, Herr Hofcriticus, etwas Herrliches als Commentar meiner Satire lesen wollen, so müssen Sie sich an ein poetisches Werk wenden, welches meiner Ansicht nach eines der merkwürdigsten der Zeit ist. Wie man aber mit gemeinen Augen alles und jedes mißt und anschreit mit thörigtem Munde, so hat man von dieser Schrift keine Weisheit und keine Ansicht gewonnen, sondern man hat sie

ne-



neben den 100000 Romanen, mit elenden Critiken begleitet, vorüber ziehen lassen. Es ist dies die Corinna der Frau von Staël-Holstein. Dieses Werk stellt die Idee in schönen wahren Gestalten dar, begleitet mit treflichen Ansichten der Völker und Länder: wie der Mensch im Staate, der, je nachdem die Stammidee seines Volks sich ausgesprochen hat, entweder für die Gewalt, oder den Sinn, oder die Freiheit (denn die europäischen Völker, Engländer, Italiener, Franzosen haben ihr geschiedenes Symbol aus dieser Dreiheit selbst) inniger gebildet ist, zu Grunde aus seinem Innern her durch die verletzte Form gehen muß, wenn er sich liebend in einen fremden Nationalgeist verliert, und aus den eingebohrnen Sphären losgerissen wird, die beständig an ihre Urrechte mahnen. An diesem ariadnäischen Faden mögen Sie sich von neuem durch das Labyrinth führen lassen. Sie werden Lord Nelvil in der Gewalt der englischen Staatssphäre eingefangen finden, wie er schüchtern der freien Corinna sich nähert, welche eine gebohrne Italienerinn in der Herrlichkeit ihres Geistes blüht. Beide aber werden unglücklich in die entgegenstehende Sphäre hinübergezogen und versinken in unaufhaltsames Verderben ihres Gemüths. Der Franzos aber, in dem allem vorwaltenden Sinn gebildet, sucht

E 2 über



überall Paris, reiset von einem Ort zum andern, und beharret im alten Glauben, der ihn ohne Veränderung seinen gleichen Landsleuten wieder zuführt. Betrachten Sie nun mit diesen Augen das trefliche Werk, welches nun neben der Fabel sich kräftig an die Sitten und Bildungen der Völker und Länder begiebt, so werden Sie an Weisheit in Betrachtung des europäischen Wesens unendlich gewinnen, und sich manche Ereignisse der Zeit erklären können. Diese Darstellung war aber niemand anders vorbehalten, als einer geistvollen Frau, welche in ihrer Jugend Gelegenheit hatte, in der Mitte der Schule alles feinen Sinnes, und zu seiner Zeit der Bildung von Europa, Genf, umgeben von den ausgezeichneten Characteren aller Nationen, ihre trefliche Bildung zu beginnen, welche hernach, durch eigene Ansichten und Gelehrsamkeit befestigt, einen so bewunderungswürdigen Gang genommen hat. Und jetzt, Her Hofcriticus, lesen Sie mir einmal ihre Recension von der Corinna vor, und ich will aufpassen, ob Sie noch roth werden können oder nicht, und hiernach eine ganz kurze Recension über Sie ausfertigen. Wie konnten Sie Fabel und Schilderungen trennen? Wie den Characteren Vorwürfe machen? Glauben Sie, daß Lord Nelvil kein wahrer Engländer mit seiner

Va-



Vater- und Vaterlandsliebe sey?“ Auf diese wüthenden Anfälle des Verfassers antwortete ich sogleich: An einem Orte sähe er doppelt, und am andern schlösse er die Augen eigensinnig ganz, so wolle er bei den Deutschen nichts sehen, und bei der Französin sehe er etwas, woran sie niemals gedacht habe. Ich bestände und würde bestehen auf der alten Recension, denn sie habe kein Wort in dem ganzen Werk über diese Ansicht gesagt, welches sie doch hätte thun müssen. Ueberdem habe ja ihr Werk auch selbst bei ihren Landsleuten nicht gefallen, welches immer ein Zeichen sey, daß ein französisches Werk nichts besonders wäre, da die Franzosen immer nur für sich am besten schrieben. Ohne sich weiter einzulassen fuhr er fort: „Stellen Sie nun einmal einen Deutschen von Bildung neben Corinnen, und Sie werden einen unverderblichen Mann finden. Er hat keine Sphäre, und ist also aus keiner hinauszutreiben, es ist ein Unkraut, welches in allen Gärten gedeiht. Uns erzieht weder eine dem Gemüthe einhaftende Gewalt, noch werden wir in irgend einem Sinn bewegt, noch treibt uns eine uns selbst mit dem Aeufsern aussöhnende Freiheit. Es ist die reine Willkührlichkeit, der nichts geweiht ist, der alles recht werden kann, die alles verzehren will,



die in der Vielheit zerfallen ist, die sich ins Reine zu bringen glaubt und bald auf sich stolz, bald mit sich wegwerfend ist, das Formlose, das Verlohrne, das von Gott Verlassene. Denn bilden Sie sich nicht etwa ein, daß wir durch Universalität uns zu etwas Göttlichem heben könnten, und daß dies eine Sphäre sey. Diese Universalgenies sind beim Dante sehr treffend unter den Partheylosen in der Vorhölle zu finden. Etwas muß seyn, alles ist keine Sphäre, weder für einen Stamm, noch für irgend ein Wesen der Erde. Das augenscheinlichste Bild des Staates giebt uns England, die Gewalt ist vorwiegend, und die Freiheit etwas zu ohnmächtig gegen den Sinn, daher die besonderen Charactere oft zu sehr hervorgetreten sind, eben durch ihre Bizarrierie einen falschen Nationalcharacter darstellend. Nirgend finden wir den Sinn wie in Frankreich, Ein Glaube, Ein Schlag Menschen, dieselben Ansichten, dieselbe Conversation, dasselbe Feuer, dieselbe Auszeichnung und äußere Bildung bei allen. Die Italiener erscheinen durch göttliche Macht an ihren Boden geheftet, und ihr Vaterland vor allen liebend, und in allem Unglück einen freien Geist, wie einen freien Himmel athmend. So finden Sie auch in Corinna die Nationalitäten verzeichnet, und es ist Zeit, daß ich nun schließe-



schliesslich Ihnen vom deutschen Wesen rede, so viel zu dieser Satire gehört.“ Bevor ich den Verfasser sein italienisches Gift auf die Deutschen ausschütten lasse, muß ich nur noch erinnern, daß er nun nach der gegebenen Ansicht die Form des Ganzen aufstellt. Nachdem er nämlich in der Satire die Art seiner Rede an den Teut gefunden, im Teut die Entzweiung der Stammidee mit dem Volksgeist dargestellt hat, folgt er dem deutschen Wesen im besonderen durch die Gewalt, den Sinn und die Freiheit, wodurch er das Gedicht zu einer Art Epos macht, und dem Dante nachfolgt, der Hölle, Fegefeuer und Elisium darstellt. Nur daß die Hölle dem Verfasser hier überall auf den Hacken brennt, indem er sie überall, auch in das Beste zu verbreiten sucht, sogar in unser musterhaftes Erziehungswesen, welches ich selbst von Herrn Pestalozzi erlernend mit einem gränzenlosen Glücke ausübe, so daß man unsere Zöglinge wie wilde Gänse, doch im edelsten Sinne, der Ordnung und des hohen Fluges wegen, sogleich am Ton, auch ohne sie zu sehen, wenn sie vorüberziehen, erkennt, weshalb ich hier gelegentlich das Publicum anrufe, uns Knaben und Mädchen nach O\*\*\* vertrauend zuzuschicken. Sie werden mit jüdischen Procenten zurückgezahlt werden. Doch um der



göttlichen Astraeae willen wieder zum Verfasser und seiner Rede: (denn jene ist auch die Schutzpatroninn der ächten Satire.) „Wie nun die Stammidee sich mit dem Körperlichen der Nation verbindet und den Volksgeist hervorbringt, so entsteht nun neben der eigenthümlichen Sprache und Erdform auch eine eigenthümliche körperliche Schönheit der Gestalt des Menschen, die sich in ihrer Reinheit da ausdrückt, wo sie die Stammidee am deutlichsten repräsentirt, so wie die eigenthümliche Schönheit eines jeden Körpers darinn besteht, in wiefern er ein vollkommenstes Symbol irgend eines Theiles der Idee ist, so daß eine Liebe dafür erwachen muß, durch die der Mensch selbst, nach Platons Lehre, befiedert wird. Die Gestalt nun, welche den eigentlichen Sohn der deutschen Stammidee in deutscher Schönheit, den Volksgeist, nach meiner Ansicht, ausdrückt, ist der starke Sohn des Waldes, der Verfolger des Wildes, der jagdgeübte harte Vertheidiger des Seinigen gegen den äußeren Raub, der biedere Jüngling, blauäugig und blondgelockt, der nach heißer Arbeit im Arm einer glücklichen Liebe ruht, der dem Himmel unter den großen Eichen seines Waldes dient, dem sein Wald wie das Organ der Offenbarungen seiner Götter vorkommt. Denn die Mutter des deutschen Volksgeistes, die Stamm-



Stammidee ist: durch Kampf und Mühe, durch Gewalt wird sich ein himmlisches Glück mit euch vereinigen. Also eine stolze Idee: die Kraft erringt den Himmel, die Gewalt versöhnt die Götter, die Stärke ändert die Gaben des Himmels, Herkules ist ein Deutscher. Ihr steht nicht wie der Dichter auf dem Puncte, wo euch das himmlische Licht gegeben wird, und ihr es in schönen lichten Gestalten der Erde verständlich machen könnt, ihr müßt wie der Philosoph von der Erde hinauf steigen und anbauen die Pfeiler zu einer göttlichen Aussicht, erst nach Mühen werdet ihr euren Boden selbst überwinden können, um die Zeit einer allgemeinen Blüthe heranzuführen. (Hier klärt es sich auf, was der Verfasser für einen Dichter, und was für einen Philosophen hält, und warum er den Platon wahrscheinlich zu den Dichtern zählt. Dichter haben also keine Geschichte, ihre Arbeiten sind Darstellungen in der Idee, Philosophen ringen, und schwingen sich auf nach der Idee, und haben daher einen Kampf darum, und eine Geschichte in ihren Arbeiten, eine Folge.) — Durch Gewalt wird euch ewiges Heil offenbar, erst nach gebrauchter und befestigter Wehr werdet ihr die Blüthe der vereinigten Geschwister, Gewalt, Sinn und Freiheit, genießen, und im reichern Maasse als andere



Stämme, denn schon durch eure erste Erscheinung auf Erden neigte sich euch erwartend und demuthsvoll gleichsam das übrige Europa zu. (Das heilige Reich genoss einen friedlich anerkannten Vorrang.) So nun finden Sie H e r t a, die Stammidee Deutschlands mit ihrem Sohn Teut, dem Volksgeist. Seine Auflösung vorhersehend erzählt sie den Gang seiner Bildung. Die Stammidee wollte, es sollte der Volksgeist sich eher nach aussen wenden, als er seiner und seines innern Heiles bewußt würde. Es sollte also der Stamm der Deutschen, bevor er sich seinen Boden aneignete und sich mit Gesetzen förmlich an ihn bände, Streite führen mit seinen Nachbarn, und seine Kraft an ihnen darlegen, und beweisen, daß er nicht mit Unrecht der erste Sohn des Waldes sey. Die ersten Kriege mit den Römern hindurch finden wir ihn ganz in dieser Sphäre. Ohne befestigtes Eigenthum im Innern bricht der Deutsche aus seinen Wäldern hervor, schreckt die mächtigsten Völker aus ihrer stolzen Ruhe auf, und zieht nach seinen wechselnden Sitzen oft siegend, oft besiegt zurück. — Bald aber irr't er schon vom Rechten ab. Statt in sein Inneres die bekämpfte Welt zu tragen, und hieraus eine einige Macht zu bilden, und sich kräftig aus befestigten Besitzungen gegen die übrigen Völker zu stellen, theilt



theilt er sich in mehrere sich fremd werdende Stämme, bricht in fremde Länder ein, und vermählt sich mit den Wohnsitzen, Gebräuchen und dem Geiste fremder Nationen, die bald ihre Waffen gegen den Ursprung wenden, und schon da den Weg, durch die Stammidee vorgeschrieben, gänzlich verrücken. Noch immer glaubt diese aber glückliche Zeichen wahrzunehmen, weil sie durch die Abscheidung und zufällige Trennung des heiligen Reiches neue Hofnung des geretteten Volksgeistes schöpft. Ohne ihr Wissen erfolgt aber die heimliche Vermählung mit der Form, das ist, ohne Periode der Gesetzgebung, ohne bedachte Vereinigung der einzelnen Volkstheile, also ohne Einwirkung der Stammidee, weder auf einen begeisterten Gesetzgeber noch auf die Massen des Volks, welches seinen Willen kund that, schlich sich die Form des heiligen Reichs ein, eine Form, welche ganz gegen die Einigung des Volks ging, die durch göttliche Gunst nur bestehen konnte; denn sie war ohne Liebe, stritt mit sich selbst um ihre Rechte, bald erlag die Gewalt, bald die Freiheit, und die Zeit allein warf einen Glauben dafür in die Gemüther der verblendeten Menschen. So schleppt die Zeit sich fort durch den Kreuzzugsschwindel, der ganz undeutsch war, immer noch in Hofnungen der Stamm-



Stammidee, indem diese nichts weniger ahndet, als daß der Volksgeist sich schon einer Form vermählt habe. Wo sie die traurige Entdeckung macht, ist die Zeit Maximilians. Hier tritt er mit Gewalt in seinem innern Zwiespalt und seiner Entfernung von der Stammidee, als einer falschen Form angehörig, hervor. Die letzten Repräsentanten der Urkraft des Volks, die Ritter und ihr kräftiger Sinn, werden vertilgt; es treten dem Volksgeiste zuwiedere Gewalten willkührlich hervor. Endlich trennt sich wie die Gewalt so auch der Sinn durch die Reformation, und in der offenbaren Spaltung jedes Interesses der sich trennenden und neu bildenden Macht jeder einzelnen herrschenden Familie lag längst der Tod des deutschen Gemeinwesens, wenn es je ein solches zu nennen war. Hier entfernt sich die Stammidee ganz vom Volksgeiste, und dieser treibt sich wie ein Verirrter sinnlos bis zu der Entwicklung der neufränkischen Gewalt umher, und beginnt gar eine Art geistiger Freiheit, aus fremden Bildungen uns aufgelogen, zu entwickeln, und überzeugt sich in seiner Philosophie, daß sein körperliches Ende, wie bei dem Stifter des christlichen Glaubens, sein geistiges Leben hervortreibe, und harr't so freudig seiner Verherrlichung entgegen. (Die Romantik also gilt  
bei



bei dem Verfasser für ein Produkt der Volksüberzeugung in der neuesten Zeit.) Erlauben Sie jetzt, Herr Hofcriticus, daß ich meine Rede abbreche und die Satire Ihrer Lectüre nun überlasse.“ Man sieht daraus, daß der Verfasser mit aller Gewalt hat unzufrieden seyn wollen, daß er auch sogar gegen die Reformation spricht, und die Eroberungen der Deutschen bei der Völkerwanderung. Denn wie er selbst ein andermal eingestand, so erhielt eben der deutsche Geist, mit allen Völkern Europa's vereinigt, den Glauben an das deutsche Reich, und die Oberherrschaft, welche der Quelle über die Wasser des Stroms gehört. Unsere einzige und unübertrefliche Literatur hält er für die bunten Federn, womit sich die Krähe schmückte. Fehlt es uns etwa an Originalen? Und hätten wir deren auch nicht, so bleibt doch eine solche Krähe ein höchst origineller Vogel. Vielleicht will auch unser Satiriker katholisch werden, und hier hat er denn schon gleich seine Gründe angegeben, indem er den Protestantismus als die Einheit des Volkssinnes aufhebend erklärt. Schwerlich mögte er dazu das Volk zur Gesellschaft erlangen, und deshalb läßt er es wohl lieber bleiben, um nicht auch den Sinn noch mehr zu stören. Von Friedrich dem Großen sagt er kein Wort; wir wollen aber

un-



unsere einzelnen Gedanken zu den besondern Notizen sparen.

### Besondere Notizen.

V. 1-90, von welchem Wesen diese Rede und zu welchem sie gesprochen wird, will der Verfasser durchaus als ein Geheimniß bewahren, und sagt es selbst V. 92. 93, und was erwarten wohl meine Leser, als ich ihn dennoch darum befrag, welche Antwort er gab: die Erzählerinn des Stamms der Astraea, die ich für eine Muse hielt, sey die ägyptische Göttinn Isis, und der Fremdling, zu welchem sie rede, sey ein jetzt regierender großer ausländischer Monarch. Das Gespräch sey in Aegypten auf der Küste von Alexandrien gehalten. Als ich darauf frag, warum er einem so schmeichelhaften Dialoge die Namen nicht zugefügt habe, sagte er, es sey eine Seltenheit, daß in einer ehrenden Rede der Name ausgelassen werde, in den schmähenden werde er häufig verdeckt. Bis ans Ende der Satire setzt der Unbekannte das Gespräch, nach einem Monologe, mit der deutschen Stammeidee fort, welche ziemlich deutlich spricht; hier sagt er aber, dies sey der Character des alten Deutschen, grade so und auch nicht anders mit jedem großen Monarchen zu reden.



den. Zugleich soll dieses Gespräch keinesweges auf deutschem Boden gehalten seyn, sondern auch in Aegypten. Hier nämlich, wo alle Stämme ausgezogen sind, sey auf einer kleinen Insel, rings von einem Sandmeere eingeschlossen, der Geburtsort aller Stammideen, hier belehre sie Astraea, und sende sie in die Stämme ab, und hieher kehrten sie zurück mit ihren Kindern, wenn sie das Volk vertrieben habe, oder aufgehört habe zu seyn. Platon und alle großen Philosophen haben sie hier aufgesucht und die Lehren der Weisheit angehört, Machiavell sey da gewesen, und die geheimen Obern der Freimaurer sollen die Insel wissen. Der Fremdling, den wir nun kennen, wurde hier zuerst von der emigrierten deutschen Stammidee über den deutschen Volksgeist belehrt. — Aegypten ist nach dem Verfasser der Belebungsort alles menschlichen Wesens. Die Götter selbst, sagt er, seyen da in ihrer Puppe gleichsam erschienen. Falsch sey jede ägyptische Göttergestalt ohne mystische, puppenähnliche, eingekerkerte Form, und in der übrigen Welt, selbst in dem Indien, von dem wir Kunde hätten, seyen erst hieraus freiere Gestalten entwickelt. Die Fabel, der Born aller menschlichen Handlung und alles höheren Lebens, stamme  
aus



aus ägyptischen Hüllen; Rede sey sie erst in dem Munde anderer Völker geworden, wie das eingebohrene erst aus dem brennenden Gefühl Rede werde, wo es als fremdes reflectire. Also das bewunderte Indien sinkt nach dem Verfasser, er führt zu den Pyramiden. Doch scheint uns diese sonst windige Bemerkung nicht ohne allen Grund und einer reifen Ueberlegung würdig. Da haben wir denn aller Weisheit Born, und wissen, wo das Seminarium der Welt zu finden ist.

Mit den in V. 94 und 106 aufgeführten Bildern des Waldes, des ärmlichen Hauses, des Sumpfes und der Felsen will der Verfasser das Aeufßere Deutschlands bezeichnen, die Noth, welche den Bewohnern deutscher Länder auferlegt ward, durch vielfältige Arbeit den Boden für sich zu gewinnen und sich ihn heimisch und heiter zu machen. Er will den deutschen Gegenden alle Schönheit und Wöhnlichkeit absprechen, und führt den Tacitus an für die Verwandlung unserer Gegenden durch unsägliche Arbeit. Es sey uns durch Kunst eine ganz eigene Natur gebildet, dieser fremde Anstrich einer rauhen, rohen einheimischen Natur finde sich in unserer Poesie wieder, die ganz aus fremden Gebilden sich zu-



zusammengefügt und zu einem Gewohnten gebildet habe. Nie aber werde sie doch eine Einheit gewinnen, so wenig das Land durch seine Neugestaltung und Milderung eine Einheit erhalten habe. Denn die verworrenen Ebenen und Bergketten, die weder das Land ordneten noch zu irgend einem erhabenen, sie übersehendem Punkte brächten, entbehrten gänzlich einer ausgleichenden Kraft. Italien, Spanien, Frankreich erhöhe und senkte sich zu einer festen Ansicht der Erdgestalt, Deutschland aber sey in der Erde zerrissen, ohne Auf- und Niedersteigen des Ganzen, eine verworrene unbewusste Masse, die nirgends eine große Vereinigung zeige, nirgends eine Gegend bilde, von der man sagen könne, sie schliesse, oder vereinige, oder bilde das Große des Landes, und die in ihrer Besonderheit das Bild des Ganzen an sich tragend, eine große Schönheit ausspräche. Dies alles nun lag dem Deutschen nach des Verfassers Ansicht in dem Weg, worüber er durch Kampf erhoben werden mußte. Also das arme Land sogar wird nicht ohne Schuld befunden, und muß die Geißel fühlen. Ob er nun dies durch Eroberung, oder Geistesbildung, oder Anlegung von einer Art Pyramiden bewerkstelligen sollte, um sich in Frieden mit diesem

F

sem



sem allem zu setzen, davon sagt der Verfasser nichts. Wahrscheinlich spricht ihm die letzte Idee, als die am meisten abentheuerliche, am meisten zu. Was die Aermlichkeit anbelangt, so weiß ich gar nicht, was der Verfasser damit will, denn wir haben ja Palläste, grüne Gewölbe, alles mögliche herrliche und glänzende.

V. 131-136 läßt den Fremdling die wahre charakteristische Seite unserer Bildung berühren, welche dem Verfasser aber nicht ansprechen will, weil er durchaus etwas Böses sagen muß. Deutschland nämlich werde durch seine treffliche Einrichtungen und Productionen, physische und intellectuelle, sich den Vorrang vor allen Ländern erwerben. Dies ist nämlich des Fremdlings Glaube, der widerlegt werden soll. Aber es läßt sich nie widerlegen. Was wir auch von Fremden angenommen haben, es wird kein Drittel von dem seyn, was künftig von uns wird aufgenommen werden, und ist es nicht unsere Gewalt, welche sich anderer Völker bemeistert hat, so ist es unser Geist, der diese schönere Oberherrschaft sich eben jetzt verdient; späterhin aber ohnfehlbar überall wird erkannt, und wie göttliches Wort wird aufbewahrt werden. Hat man nicht schon des Herrn von Kotzebue

Wer-



Werke in alle lebende Sprachen übersetzt, und wird nicht auf brittischen und Pariser Bühnen dem deutschen Geiste, wenn oft auch nur ein sparsames, aber doch ein Opfer gebracht? Und je mehr der Geist hilflos, desto ruhmwürdiger seine Erhebung.

Warum aber V. 137 der Sinn der Dame Herta sich durch den guten Glauben des Fremdlings von ihrem Sohne, den sie so sehr haßt, milder stimmen läßt, sehen wir nicht ein, wahrscheinlich um die bis zum Ende gehende Rede doch anbringen zu können. Da sehen wir denn, wie pfiffig auch der Verfasser seiner Redseligkeit ein Mäntelchen umzuhängen weiß.

In V. 151 - 159 giebt der Verfasser die deutsche Stammidee. — Aber was denkt er? Wie lange soll deutsche Roheit die Humanität bekämpfen? Ist ihm noch nicht genug des Volksaberglaubens, der Mißbräuche, der Unaufklärung, des Barbarismus? — Er verwirft unsere Erziehung und Kultur, und will rohe Sitten, Jagd und Wildheit statt des aufkeimenden humanen, aufgeklärten Lebens unserer edlen Nation? Oder wie lange soll denn der Zustand dieser Kämpfe dauern, wodurch aufhören? Ist die Zeit nicht lang vorüber? —



Alle diese Fragen kann der Verfasser nie genügend beantworten. Die Blüthe der deutschen Kraft war die Reichsverfassung, das Reich war eine Quelle friedlicher Herrschaft, endlich kamen auch durch diesen Frieden die Wissenschaften empor, und unglücklicher Weise löste sich in dieser Zeit der Reichsverband durch äußere Macht auf, ohne unsere Schuld und zum stillen und lauten Missvergnügen derer, die dabei verlohren, — schade! — darum sind wir aber nie verbunden gewesen, roh zu bleiben, und unser Gutes wird noch lange auf Erden bleiben. Irdische Herrschaft ist oft und am gewöhnlichsten ein beneidetes Gut. Wissenschaft und Humanität aber pflanzt sich durch Liebe fort, und begründet ewige Herrschaft des Geistes. — Aber hier muß ich doch einer andern Gelegenheit gedenken, welche vielleicht Licht über des Verfassers Idee bringt. Er sagt nämlich: „Wohl sey es gethan, wenn die Nation von einer eisernen Gewalt gelenkt werde, welche ihr Geld und Bequemlichkeit abwährte. Dies sey der Weg zu einer restitutio in integrum, unsere Kultur, besonders mit Eichel-Essen vereinigt, werde der Welt ein unerhörtes Schauspiel darbieten, und den alten deutschen Genius wieder verjüngen.“ Er will also, die Staatsgewalt solle



solle sich mit der Blüthe alles Erwerbes schmücken, und ein ewiger Kampf solle uns den Reichthum sehen, aber nicht genießen lassen. Dadurch werde der Staat allmächtig, die Bewohner aber kräftig im Entbehren gebildet werden; die Kultur werde dann als reiner Gewinn und Sieg allen bösen Einfluß auf Sitten und Sinn verlihren, und also nie ein solches Leben entstehen, wovon in Petronius Arbiter's Satyricon eine lebendige Schilderung zu lesen sey. Eine solche plötzliche Umwendung des Volksgeistes denkt sich der Verfasser, als ein eben so leichtes als natürliches Ereigniß, durch welches die Erinnerung an die Stammidee neu erwacht, die Spuren des eingebohrten Sinnes sich wiederfinden, und das ganze Leben in den Takt und Ton der vergessenen Urväter wieder eintritt. Denn der Volksgeist ist so schwankender Natur, daß er nach Entfernung seiner bösen Kinder gleich ein anderer wieder werden kann. — Gott verleihe denn dazu seinen Seegen, und dem Verfasser behage bis dahin sein Eichelgericht, wenn er sich nicht als einen Theil der Staatsgewalt betrachtet sehen will, dem das Verbrechen zukommt. —

V. 172-175 spielt auf die Resultate der Völkerwanderungen an. Die deutsche Stammidee nennt

F 3



nennt also Spanier, Römer, Gallier u. s. w. Bestien, und hält ihren ungerathenen Sohn für vornehmer als diese Völker, worunter doch einige gewifs einen höheren Stand als dieser Jäger bekleiden müßten. Aber der Verfasser verweist wieder auf Petronius Arbitr, und will die entarteten Sitten der von deutschen Stämmen unterjochten Völker mit der Bestie bezeichnet wissen. Aus dem Schlusse dieser Verse geht hervor, daß der deutsche Volksgeist bald sich wieder aus diesen Völkern entfernt, und sie ihren eigenen bald gewonnen haben. Die Kreuzzüge sind das vorzüglichste Zeichen aller abgelegten Deutschheit, der Sinn der Franzosen ward damals die Beseelung Europa's. Aus diesem Grunde scheint auch der Verfasser für den deutschen Volksgeist, der auch im Grunde am unthätigsten dabei war, keinen besondern Moment darinn, hervor gehoben zu haben. Dies alles werden denn Italienische, Spanische, Französische Eigenthümlichkeiten, welche nach dem Verfasser nicht den mindesten deutschen Sinn aufnahmen und erhielten, daher denn auch ihre frühere Entwicklung, ihre ganz andere Gestalt und Verachtung Deutschlands, besonders bei den Franzosen und Italienern. Offenbar aber ist alle Poesie der  
neu-



neuern Völker deutschen Ursprungs, sogar der Reim, und eben so auch der Grund aller Verfassungen, das Lehnssystem. Der Verfasser (beiläufig nur: fassen und greifen nämlich sind doch gleichbedeutend, daher Verfasser meistens statt Vergreifer zu nehmen ist) behauptet aber, das Lehnssystem sey erst eine nach den deutschen Eroberungen ergriffene Maasregel, die im Tacitus vorkommende Sitte der Germanier liege zu sehr in menschlicher Art, um der Ursprung eines so unnatürlichen Wesens seyn zu können. Er rechnet dies mit zu den elenden Erzeugnissen der Völkerwanderung, als das Mittel, sich die eroberten Schollen zu binden, und was die Poesie betrifft, so leugnet er ganz, daß die neuere Poesie mit der ursprünglich deutschen, dem Barritus, im Zusammenhange stehe. Doch diese Erörterungen gehören nicht hieher.

Von V. 176-200 folgen die Sünden bis auf die Zeit Maximilians. Sie bestehen in den thörigten Römerzügen, dem nichtigen Glauben eines römischen Kaiserthums, und der zunehmenden Kultur des Volks, der der Verfasser so feind ist, und welche schon da den Päbsten solche Gewalt über die Gemüther gegeben haben soll. Nach uns aber war dies blofser Bar-



barismus. Die Ruhe des Teut am Harzgebirge zielt auf den Beginn deutscher Kultur, die Minnesänger, und die erduldete und unbewufte Oberherrschaft und Tyranney des Papstes, siehe V. 186 - 188.

Von V. 255 - 315 folgen die Kinder des Volksgeistes und der befestigten Form, lauter vergötterte Sünden unserer Nation, wozu die alten ehrwürdigen Götternamen verbraucht werden. Diese Geburten sollen also erst sichtbar nach Maximilians Regierung geworden seyn. Es gehören hieher aber manche Erinnerungen des Verfassers, die wir doch zulassen müssen, weil sie wesentlich von ihm erachtet und ausgebeten worden, seiner Rechtfertigung wegen:

- 1) Ad Wodan. Dafs keine Gewalt in Deutschland durchgriff, ist zwar im Ganzen wahr, indem das kaiserliche Ansehen früher durch die Hierarchie, später durch die fester gegründeten Territorialherrschaften in Verfall gerieth. Demohngeachtet kann man doch nicht behaupten, dafs jemals in Deutschland ein völliger Zustand der Anarchie, wie in anderen Ländern Statt gehabt habe. Die Ritter, die Fürsten, die Priester hielten das Volk im Zaume. Gerade die zunehmende Macht der Reichs-



Reichsfürsten bildete jene lichtvollere Ordnung in den Verfassungen der einzelnen Territorien, und jene Bestimmtheit der Rechte der Einzelnen, der wir es verdanken, daß von deutscher Freiheit, Kunst und Wissenschaft die Rede gewesen ist. Der Verfasser mag nun dem Zufall die Organisation dieses Zustandes unterschieben, und denselben für kein Resultat der Gewalt, wie er sie ansieht, halten, so kann doch nicht geleugnet werden, daß das Hervorgehen der Kultur und der bequemerer Lebensverhältnisse, aus der früheren Wildheit der Nation, nur durch eine besondere Weisheit habe ins Werk gesetzt werden können. Zu unserm Glück haben wir uns gegen Carl den 5ten gewehrt. Der Verfasser widerspricht.

2) Ad Mannus. Der Verfasser scheint dem deutschen Kriegsvolke vorzüglich den Vorwurf der Unbehülflichkeit und Pedanterie zu machen, worauf ja wohl die schweren und wunderbaren Waffen und das auf den Rückenlegen des gediegenen Gesellen abzielen soll. Den Verfasser darf man bei dergleichen Gelegenheiten nicht zu Hülfe rufen, indem er, ohne Rücksicht auf die häufigen Beweise des Gegentheils in der Geschichte, die Reihe deutschen Unglücks in den Waffen verfolgt.



Das Nachhausetragen des Mannus vom Feinde selbst erklärt er für eine alte Sitte der italienischen Nation, welche die Römerzüge ewig gehindert und gestört, und sie auf diese Weise freundschaftlichst in ihre Gränzen zurückgeführt habe. An die Zerstörung von Mayland und Berengar scheint der Verfasser nicht zu denken, und folgt nur der Idee, daß immer gekämpft, hin und zurückgezogen sey, ohne Italien mit dem Reiche zu verbinden. Für die Pedanterie finden sich weniger Gründe als für die Unbehüllichkeit in der älteren Geschichte. In der neueren möchte sie sich hie und da finden, doch nicht in der Art und dem Gebrauch der Waffen, sondern in der Militärdisciplin.

3) Ad T a n t a n a. — Dem Rechte thut nun der Verfasser freilich kein Unrecht, wenn er es etwas durchnimmt. Er sagt: Bei keinem Volke der Erde habe sich je das mit dem Rechte zuge tragen, was in Deutschland geschehen sey, daß man die verschiedensten Rechtsverhältnisse und Rechtsgewohnheiten unter dem Joche eines fremden recipirten Rechts, theils zu unterdrücken, theils frei dem willkührlichsten Streite zu überlassen sich nicht gescheut, und bei allem Mißtrauen gegen Recht und Handhabung desselben doch so lange Zeit sein Heil auf



auf einem so ungewissen Meere habe fluten lassen. Da nun eine solche Ungewissheit und ein Irren und Streiten, aus einem solchen Wüste von Gewohnheit und fremdem, auch oft mit sich feindlichem Gesetzeskram, habe entstehen müssen, so sey durch Landes- und Territorial-Gesetze täglich abgeschnitten, zugesetzt, ausgebessert, zurückgenommen, und dies stellt denn die Penelopäische Weberey dar, welche bei Nacht, d. i. bei völliger Blindheit hinsichtlich der wahren Gesetzgebung, immer von dem endlosen Gewebe abschneidet, und sodann wieder anwebt.

4) Ad Thor. — Wie sehr versündigt sich aber der Verfasser an uns und der Wahrheit, wenn er behauptet, das böse Klatschen sey eine wahre deutsche Eigenthümlichkeit. Dies leitet er daher: der deutsche eheliche Verkehr in dem häuslichen Schmutze, und die Mysterien zwischen Verehelichten und Verwandten, die nirgends wie bei uns das gemeine Leben regierten, verhielten sich völlig unfreundschaftlich und feindlich gegen die übrige Welt, so daß nur aufgepaßt werde, was etwa von andern Böses gethan, geredet oder nur veranlaßt werde, um es in den geweihten Zirkeln zu verdauen und bei Gelegenheit in freien Umlauf zu setzen. — Dies zeugt  
aber



aber von dem argwöhnischen Gemüthe des Verfassers. Wohl uns, daß unsere Ehen nicht so frei und nachlässig als bei andern Völkern sind. Es war das Heil unserer bürgerlichen Ordnung und unserer folgenden Generationen. Geklatscht wird nur bei uns in kleinen Städten, und das ist überall so. Wie oft war ich in Gesellschaften, wo kein böses Wort gesprochen wurde, wo man rauchte, aß und trank und aus einander gieng, auch wohl gar von nichts als von gelehrten Angelegenheiten sprach. Wie oft habe ich gescherzt, daß mir keiner darum feind geworden, und wie human habe ich behandelt, und bin ich selbst behandelt worden. Haben Sie denn auch, fragt mich der Verfasser, im Rücken operirt, und Bothschaft aus den Mysterien erfahren? Was gehen mich die Mysterien an! — Das ist es aber grad. Sagt nicht selbst Ottilie in den Wahlverwandtschaften, es werde immer nach dem Wegziehen eines Besuchs irgend eine boshafte Bemerkung auf denselben erdacht? Wir haben in der Art auch über das zu urtheilen, was wir empfinden sollten, und auf solche Urtheile nicht nur ein momentanes, sondern ein lang noch wirkendes Gewicht zu legen. — Das ist aber nichts gesagt, und des Verfassers Persönlichkeit,



keit, wie kann er die der Nation aufdringen wollen? Mit dem Reden der fremden Sprachen, — ist nicht unwahr, aber es zeugt von Humanität. Mit dem Putz will der Verfasser einen deutschen Fehler geißeln, den er auch nur uns andichtet, nämlich das Prahlen und Renommiren mit fremden Sachen, die uns nichts angehen und nicht für uns passen. Dies möchte mehr andere Nationen als den Deutschen treffen.

5) Ad Freya. — Was der Verfasser von der deutschen Ehe denkt, wissen wir aus Nr. 4. Hier setzt er noch hinzu, daß unsere häuslichen, der Frau ausschließlic, der unbarmherzig alles aufgebürdet werde, zugetheilten Arbeiten, außer dem unmittelbaren Schaden für Frau und Kinder, noch das Verderben des Gesindes zur Folge hätten. Daß unser Gesinde schlechter als das der Franzosen z. B. sey, müsse jeder Unpartheiische eingestehen; aber daher schriebe sich das, weil die Frauen mehr in der Regel als das Gesinde arbeiteten, nichts diesem ausschließlic anvertrauten, in dem kleinsten und widrigsten ihre Hand haben müßten, nicht aber, wie es die Sphäre edler Frauen sey, sich mit der Erziehung der Kinder und mit den freieren Geschäften der Haushaltung und der Gastfreundschaft abgeben. —



ben. — Fast möchte ich den Verfasser einen Kleinstädter nennen — denn das alles paßt nur dahin — wenn ich nicht wüßte, daß es Bosheit sey, wodurch er den freiern Verkehr, den bon Ton, ausländisch und fremd nennt; das kleinstädtische Leben aber als das wahre deutsche und uns angebohrne schildert.

6) Ad Krodo. — Was der Verfasser der Kirche oder den Kirchen anhängt, paßt auf unsere aufgeklärten Zeiten nicht mehr, wo man sogar sich vielfältige Mühe gegeben hat, alle Glaubenszwistigkeit in der Christenheit zu schlichten, und die Kirche zu vereinigen, welches an vielen Orten zwischen Reformirten und Lutheranern ausgeführt worden ist. Hierauf sagt nun gar der Verfasser: „Er rede vom Glauben und wo noch ein Glaube sey. Die Vereinigung könne er nicht berücksichtigen, denn sie sey eine Handlung ohne allen Glauben und ohne allen Sinn, da ja eine absichtsvolle und politische Religion, welche um des augenblicklichen Vorthells willen ergriffen worden, oder gar, um nur den Schein, die Meinungen vereinigt zu haben, zu gewinnen, keine sey. Er rede von den gläubigen Deutschen, diese seyen Verfolger und Befeindete der Andersglaubenden gewesen; ohne jedoch jenes



jenes Feindliche ändern oder unterdrücken zu können. — Jeder Gläubige sey aber als solcher ein Guter. Daher jene Ausdrücke. Der Verfasser hat aber Unrecht. Aufgeklärte Zeit will aufgeklärten Glauben, ohne daß dieser anders als für die Zeit geändert wird, im Grunde aber derselbe bleibt. —

7) Ad Nehalennia. — Wie der Verfasser über deutsche Poesie denkt, soll zwar erst im Bloxberg, einer folgenden Satire, aufgeklärt werden, doch wird hier schon, wie bei allen diesen Gottheiten, der Schleier für die noch folgenden Ansichten gelüftet. Nehalennia ist eine deutsche Muse, welche alle neun vereint. Sie scheint die Mysterien des nächtlichen Clubbs zu leiten. Wir sehen in ihr die Veranstalterin nächtlicher Tänze, die Beherrscherin des Nebels, die Verwandlerin des Dunsts im Wasser. Zu ihr ziehen die Irrlichter der entfernten Thäler, die Feuerdünste der Nacht, der Nordschein, und die entferntesten Zonen senden ihr luftiges tanzendes Volk für die Walpurgis - Nacht. Der Sinn liegt am Tage. Da die Lüge, die fremde unheimische Sage, die Götterwelt ohne Glauben, die zerrissenen Märchen vergessener Zeitalter, nach dem Verfasser, das Feld deutscher Poesie sind, und wir unsere Hände, gleich



gleichviel ob zu Wodan, oder Apollon, oder den Musen, oder Wischnu, aufheben, um die Weihe der Poesie zu empfangen, auch wohl seit kurzer Zeit den Heiland oder Maria anrufen, so versammelt sich jene dunkle, nächtliche Traumwelt auf den Ruf Nehalennias in den mystischen Nebeln des Geisterberges, und es scheint selbst, daß durch das geheimnißvolle Treiben dieser halb feurigen, halb luftigen, halb wälsrigen Wesen die Göttin jene unversiegbaren Quellen des Wassers zu den Füßen des Berges hinabgiefse, wo sie das Volk anstaunet, und durch den Genuß die Sinne betäubt. Man sieht, diese Schilderung soll der deutschen Poesie den Ruhm der Originalität nehmen, indem der Verfasser nicht einsieht, daß es die höchste Originalität ist, die fernsten Sphären in einer einzigen großen zu vereinigen, in der wie in einem Spiegel die Strahlen des schon vorher hellen Lichtes ihren Glanz und ihre Wärme vermehren. Doch hiervon mehr im Bloxberg. —

8) Ad Püsterich. — Wie nun Nehalennia die Göttin des Wassers und des Nebels ist, so sehen wir in Püsterich den Philosophen, den Gott des hellen Windes, welcher braust und pfeift, auch wohl verheert, und doch nicht gesehen wird. Wie es scheint, soll der größte Vor-



Vorwurf, der unsre Philosophie trifft, Unhaltbarkeit, Prahlerei, Charlatanerie und Plagiat seyn. Indefs scheint es so, daß hier, wie fast überall in des Verfassers Satiren, nicht der deutschen Nation, sondern der Welt und dem Menschengeschlecht der Text gelesen wird. Denn wo befände sich nicht Unbeständigkeit in den Philosophien, stürzte nicht immer ein System das andere? nahmen sie nicht immer den Grund aus den vorhergehenden, ohne gerade Diebstahl zu begehen, und verloren sich bis über das Gebiet der Forschung in Auf- rufung des Glaubens für wunderbare Offen- barungen des Geistes und der körperlichen Welt? Ist dies nicht chinesisch, indisch, ägyptisch, griechisch, ja auch sogar römisch? Der Verfasser wollte wohl gar, daß das gött- liche Volk seinen Verstand ins Reine brächte, und in einer fertigen Philosophie alle Gei- ster unter Surveillance halten sollte, damit das Fertige nicht wieder unvollendet und halb würde, wenn ein guter Kopf dagegen eine hö- here Lehre geltend machte? Kein Wunder, daß der Verfasser nach einer so gewaltsamen Ansicht gezwungen ist, den alten Theophra- stus Bombastus Paracelsus ab Hohenheim für den Urvater und das Vorbild der deutschen Philosophen auszugeben. Dieser vereinigt die  
G eben.



ebengenannten Vorwürfe gegen die Philosophie wirklich. Aber der Verfasser meint, noch keiner der neueren Philosophen, ohngeachtet sie vieles von diesem Meister genommen, sey würdig, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Wie viele jetzt ihm gleichen wollten, falle in die Augen, doch sey noch keiner von ihnen so weit gediehen als ihr Urvater, und es läge in dessen Mikrokosmos mehr als die ganze Theorie, welche in den verschiedenen naturphilosophischen und idealistischen Werken zerstreut und zerstümmelt sich vorfinde. Eine Geschichte darf hier nicht fehlen, wodurch der Verfasser die Eingeborenheit dieser Art Philosophie an mir selbst beweisen wollte. Sie selbst, sagte er, würden ohnfehlbar einer der begeistertsten Idealisten geworden seyn, wenn Sie 8 bis 10 Jahre später geboren, und nicht bei Herrn V. in die Schule gegangen wären. Sie haben gewiß oft im Geheimen Kämpfe mit sich, um nicht daran zu glauben. Wäre das nicht unglücklicher Weise so gefügt, so würde niemand sicher vor Ihnen auf der Straßse gehen. Sie würden mit Gewalt lehren und prophezeihen. — Diesen Anfall des Idealen und diesen transcendentalen Paroxismus, welchen der Verfasser a priori in mir als eingeboren erkannt, werden

den



den die Herren Leser auch eben so gewaltsam in diese gewaltsamen Anmerkungen überzutragen haben, und ich will ihnen prophezeihen, daß sie nirgends durch Magie den Alltag verklärter sehen werden. — Aber von Kant, Garve und Engel nichts zu sagen und still zu schweigen, als seyen deren Arbeiten keine Philosophie, und blos die neuern Modetheoretiker als eine deutsche, und als solche denn schlechte Schule zu betrachten? — — Uebrigens bekümmert sich das Volk um Philosophie gar nicht, und weiß nichts von den Streiten um die Wahrheit. Wie kann daher der Verfasser es gewissermaßen als darauf aufmerksam darstellen? Der Verfasser fragt mich, ob ich denn den Ariosto nicht gelesen habe, und was dieser alle Volk nenne? Ob die Leser sich dessen erinnern, weiß ich nicht, ich weiß davon nichts. Ein mehreres giebt über die Philosophie die eigene Satire über diesen Gegenstand.

9) Ad Irmensul. — Daß der Verfasser mit unsern Gebäuden unzufrieden ist, beweiset wieder, daß er Kleinstädter ist. Gehe er nach Dresden, Berlin, Wien, ja nur nach Frankfurt am Mayn, so wird er sehen, daß deren schöne genug bei uns erbaut worden sind. Aber sündlich ist es, den alten Arminius,



unsern Befreier, als den Gott der Armseeligkeit aufzuführen.

Nun muß man aber doch zur Entschuldigung unseres Satirikers allerdings hinzufügen, daß alles dieses nicht aus seinem Munde kommt, sondern daß es der Zorn der deutschen Stammidee hervorbringt, welche über ihren ungerathenen Sohn herfährt, weil er nicht im wilden Treiben der Jagd sein Leben hingebracht hat, und über diese Ansicht sind wir ja schon ins Reine.

V. 316-350 stellen den letzten Fall des Volksgeistes dar. Sie sind für sich verständlich.

V. 351 bis zu Ende der Satire scheint die Idee zu enthalten, daß deutsche Wissenschaft, das Irdische aufgebend, das Volk als ein Opfer für die ganze Erde in den Tod gab, nachahmend den Stifter des christlichen Glaubens. Zu deutsch heißt dies wohl, die Wissenschaften machten das Volk unkriegerisch und wurden Schuld an dessen Fall, und nicht ohne alle Wahrheit. Die Stammidee betrachtet dies als einen Wahnsinn und denkt dabei sehr heidnisch. — — Plötzlich bricht sie in Verzweiflung ab, und der Gedanke des Verfassers ist nun: der, zu dem sie geredet, ist überzeugt worden, und seine Hand zieht das Schwerdt, um den entscheidenden Schlag zu voll.



vollziehen. Dafs aber der Verfasser von diesem Schwerdte zugleich wie von dem Schwerdte des Achilleus denkt, welches, indem es verwundet, heilt, kann ich mit einigen gestohlenen Zeilen beweisen, die er auf die Vermählung des Helden mit Maria von Oestreich, wie gewöhnlich ganz geheim verfertigt hat, und deren Inhalt hier am besten erklärt seyn wird:

„Der alte Volksgeist sendet sie, die Braut,  
In ihr liegt edler Väter Sinn, in ihr  
Das ganze Erbtheil einer bessern Zeit.  
Das ähnliche Geschick, das uns entfloh  
Mit Väterkraft und lauterm Lebenssinn;  
Ihr gab er es allein, drum sanken wir,  
Und sie besiegte den Gewaltigen.  
Ein grosses Herz knüpft sie an unsren Bund;  
Und ohne Schwerdt hing sie das seinige  
Mit goldnen Lorbeern in dem Tempel auf,  
Und gab den Mirthenzweig dem Liebenden,  
Und winkt der Hofnung mit des Oelbaum  
Reifs.“



III.

Justitia.

Ach! wie wüthest du himmlischer Reiz  
in zagender Seele,

Dals sie zerbreche die Bande der Scheu,  
und kühner Gewalt voll

Ströme das stechende Licht geängstetem  
Volke vor Augen.

Wie nur haltet ihr mich, ihr Seeligen? —

Selber das Lächeln  
Bannet ihr wohl, und zeigt im zürnen-  
den Auge die Thräne; 5

Und vergönnet mir nicht die Lust, in spie-  
lenden Klängen

Einzulispeln dem willigen Ohr des jubeln-  
den Volkes!

Schwere soll ich den Zeiten verleih'n,  
dem nichtigen Treiben

Raunen ein eisiges Wort inmitten lachen-  
den Taumels. —

Denn sie standen vor mir, die ruhenden  
Augen dem Boden 10

Zu-



Zugewandt, und befeuchtet mit lichtum-  
straleten Thränen,  
Treue das göttliche Weib, und Glaube  
der himmlische Gatte.  
Aber ihr zweifelt daran, die ihr ein seeli-  
ges Antlitz  
Nimmer gesehn, so lockte die Lieb' aus  
Thränen und Zorne,  
Dafs sie mich Sehnen den ganz umfieng  
mit wonnigem Netze, 15  
Und mich blendend bethört, nach göttli-  
che Rede zu bilden.  
Doch das Wort des Sterblichen flieht die  
himmlische Liebe,  
Zorn nur weiset das Auge, nicht Reitz und  
lockenden Frieden.  
Aber die Treue begann: „Erzähle, was ich  
anjetzo  
Rede vor dir; denn wie ich bei deinem  
Volke gewesen, 20  
Weifs man nicht mehr und kennet mich  
nicht, und meinen Gemahl nicht.  
Vormals wallte dem Volk in goldenen  
Ring das Haupthaar,  
G 4 Drun-



Drunten zur Bläue des Himmels erhoben  
den Himmel die Augen,  
In der Glieder Gewalt und unschuldhei-  
liger Schönheit  
Liebte die kräftige Seele, geschaut zu wer-  
den auf Erden. 25  
Und sie bildeten milden Verein, den Fein-  
den ein Schreckniß,  
Glauben und Lieb' und herzliche Gluth  
sich einander gewährend.  
Heiter verließen wir Himmel und Thron,  
bei den Menschen zu wandeln;  
Lehrten die Jugend, und führten das Volk,  
und gaben Gedeihen.  
Einen aber erzogen wir, abgetrennt von  
den andern, 30  
Und die Weisheit lehrte den Jüngling.  
Auf zu den Sternen  
Wandt' er den Blick, und faßte das Licht,  
und erhellte die Seele.  
Aber als er geschmückt den männlichen  
Körper mit Würde,  
Trat er hervor, und redet' zum Volk: „Die  
himmlischen Götter  
„Ha-



„Haben mir Huld gegeben und Kraft, ihr  
horchet dem Worte: 35

„Wie euch Recht und Gewalt, der Väter  
Sinn, und des Lebens  
„Freiheit werde bewahrt, in jeglichem  
Drange vernehmet.

„All eur trefliches Thun, und Gemein-  
schaft, Zürnen und Liebe,

„Haben die Götter gebunden in wohl be-  
greifliche Worte,

„Also weis' ich es euch. So euch beliebt  
Gewalten 40

„Diesem Worte zu leihn erwächst's mir  
selber dem Vater

„Ueber das Haupt, gebietend dem Volk,  
und dem Fluge der Zeiten,

„Und kein Kundiger wird dem Gesetz auf-  
drücken die Weisheit.

„Keiner gehet verständ'ger hervor; Begin-  
nen und Ende

„Ist es zugleich; es bleibt die waltende  
Strafe des Frevels. 45

„Denn eur Haupt ist gebohren, die Lust  
zu schaffen ist euer!“



Es gewährte das Volk dem Worte bleiben-  
des Leben ,

Und erkannte sich selbst , und lehrt' es  
williger Jugend.

Drauf vertheilte der Fürst das Volk , und  
die Oberen wurden ,

Ordnung ging in das Feld , und Ordnung  
unter die Menschen. 50

Jeglicher schlichtete selbst , und gab sich  
selber das Urtheil ,

Eingeweiht im Wort , und nimmer gräm-  
te sich einer

Ueber der Satzungen Härte , gerecht war  
jeder in jedem ,

Nicht der Richter allein , in Leben ging  
das Gesetz aus.

Aber dich kümmert vielleicht , wie nimmer  
jedem Ereigniß 55

Könne die trennende Scheid' in jeglicher  
Lage bestimmt seyn ,

Die auch den Zweifel sogar zu rechtlichem  
Glauben bewege ;

Aber dich bindet die Zeit , wo Treu und  
Glauben gebannt sind.

Denn



Denn wo versagte das weise Gesetz, ersa-  
hen wir Weisheit  
Unter dem Volk. Es riefen die Zweifeln-  
den einem verehrten 60  
Greise, beide vereint in gleichem Glauben  
und Ehrfurcht;  
Und er beschied die Theile vor sich. Zu  
keiner Vergleichung  
Mahnt er, einem bereit, das Billige billig  
zu theilen.  
Schweigend vernahm er jegliches Rede,  
senkte das Haupt dann  
Und erhob es alsbald: „So mir die Götter  
den Zweifel 65  
„Eines Spruches im eigenen Geist zu lösen  
gegeben,  
„Richt' ich unter euch so;“ und horchend  
standen die Theile  
Rechts und links, und zweifelten nimmer,  
willig und heiter  
Suchten sie andere Weisheit nicht mehr,  
und vereinten die Treue.  
Aber nimmer gewann der Spruch für Frem-  
de Gehorsam, 70  
Und



Und kein neues Gesetz erwuchs aus täglicher Weisheit.

Billig staunest du wohl, wie solch einträchtiges Leben

Konnte, verstossen im Volk, durch Schuld vergehen der Menschen.

Höre denn an, wie ich, die Treu, mit dem Glauben verbannt ward.

Her aus dem Orient war Asträa die Mutter geflohen. 75

Denn die Völker allda beriefen, aus nächtlichen Tiefen

Neue Kunde zu heben, den allverderbenden Pluton,

Und mit thörigter Liebe verfolgt' er die fliehende Göttin.

Drauf durch Europa kam sie geirrt, die kindlichen Menschen

Anzuwerben dem Göttergesetz, und schützte sich selber 80

Durch die Tugend des Volks vor Satans mächtiger Nähe.

Denn sie liebte noch immer, die rankende Pflanze der Seele

An-



Anzureben an himmlischen Sproß, und  
köstlichen Balsam  
Einzusammeln den Wein, die himmlische  
Rede des Menschen,  
Und die Freude der That, und die lautere  
Ruhe des Glaubens. 85  
Vieles Germanien gründend und Gräcia,  
setzte den Fuß sie  
Ueber das Alpengebirg' und trat an die Ufer  
des Padus,  
Unter dem Volke der glücklichen Ebene  
Seegen zu stiften.  
Aber als sie ermüdet am finsternen Weyer  
Aornos  
Nieder hatte den Leib gesenkt in duftende  
Kräuter, 90  
Sah begierig ein Hirt die stille Feyer der  
Schönheit ;  
Wie den Mohn die Genien tanzend bald  
in die Wimpern  
Streueten, bald in das goldene Haar, und  
die Schläfen berührten.  
Und es erwacht' unlautre Begier, dem  
lechzenden Herzen  
An-



Anzuschliessen das göttliche Bild, doch  
immer die Schritte 95

Hemmte der Schöne Gewalt, es fernt' der  
geschlossene Blick noch.

Drauf dann wendet der Hirt die gesenke-  
ten Hände zum Abgrund,

Rufend dem Fürsten der Nacht, daß er  
ihm helfe zum Frevel.

Und er kam aus dem Schlunde, der Un-  
hold. — Denn ihn verschloß nicht

Ach damals noch unter die Erde ewig der  
Heiland; 100

Und er nahte sich allen, die ihn anriefen  
mit Namen.

Aber er nahm mit Gelächter dem Hirten  
zwischen die Hände,

Schwang ihn empor und schleudert ihn  
tief in die untersten Wasser,

Redend: „Solcherlei Lust geziemt nicht  
sterblichen Menschen,

„Denen die Liebe gebeut, von fern zu eh-  
ren die Schönheit.“ 105

Darauf naht er sich frech der sanftfort-  
schlummernden Göttin,

Und



Und bemächtigte sich der harmlosen Schöne der Sünder.

Plötzlich schreckt sie empor in der unheilschweren Umarmung,

Und er floh vor dem wachenden Auge.

Jammernd errieth sie  
Solcherlei Schmach, und sah den schwarzen Fürsten hinabziehn. — 110

Und verrathen irr'te sie noch auf der treulosen Erde,

Bis sie die Frucht gebohren, dann fern  
sich zu halten beschloß sie,

Nimmer zu schaun mit Augen den Ort und  
die Folge der Schande.

Und ein Mägdlein nahm sie vom Schoofs,  
und sagte mit edlem

Zorn erfüllt: „Mich habt ihr verjagt, so  
nehmet denn diese.“ 115

Aber als sie geschaut die schreckenden Züge des Kindes,

Reut' sie das Wort, und Mitleid kam in  
die Seele der Göttin

Mit dem Menschengeschlecht, drauf nahm  
sie schaudernd das Kindlein,

Hob



Hob es vom Arm, und senkt es hinab in  
ein rauschendes Wasser,  
Und enteilete dann den treulosen Men-  
schen auf immer. 120

Aber die Hirten sahen das Kind, und zo-  
gen es sorglich  
Aus den Wellen hervor, und pflegten des  
kärglichen Lebens,  
Bis es völlig erwacht aufhob die mächtige  
Jungfrau.

Und den Namen Justitia gaben die Hir-  
ten dem Mägdlein;  
Aber obwohl von schreckendem Antlitz,  
wufste die Jungfrau 125  
An sich gefangen zu ziehn mit schlauer  
Rede die Menschen.

Und sie redete bald zum Volk: „Es sey  
der Verstand noch  
„Kindisch und jung bei ihnen, und einge-  
feiet im alten,  
„Angeerbeten Netz der Väter, vielerlei  
Leben

„Wolle das himmlische Licht, nicht Form  
und Rede der Einfalt.“ 130

Und



Und im Triumph trug man sie fort in  
Städten zu herrschen.

So gelangte sie bald zur völkerzähmenden  
Roma.

Hier verband sie die Augen, damit aus  
dem Spiegel der Seele

Schrecken und Ekel keiner an ihr der be-  
thörenden nehme.

Denn roth leuchtet' der Blick aus aschgrau  
starrendem Haupthaar. 135

Und sie redet' dabei: „Ich ferne die glü-  
hende Liebe

„Ewig von mir, und den Hals, die irrenden  
Leiter der Menschen.

„Denn sie ziehen hinein durch den Blick  
in Herzen und Sinne.

„Also entkleid' ich die Thaten und Dinge,  
daß sie der Seele,

„Rein erkannt sich selber, das Recht be-  
stimmen in Frieden.“ 140

Und die Wage nahm sie zur Hand, drauf  
waren von fremden

Völkern Zeichen geschrieben, und sprach:

„Dies ist des Verstandes

H „Ein-



„Einziges Weltgesetz, von allen Völkern  
gewahrt ich

„Mir das Bessere bald und gab ihm eine  
Gestaltung;

„So dann wäg ich eu'r Leben, eu'r Thun  
und Leiden in Frieden.“ 145

Aber als sie die Wage vertraute der Lin-  
ken, und gierig

Mit der Rechten ein Eisen ergriff, erstarr-  
ten die Schauer.

Tröstend sprach sie und mild: „Entfernet  
Zagen und Bangniß.

„Ohne das Schwerdt ist jegliches Herrschen  
nichtig, es strafet

„Böses allein, und schlichtet den Hader,  
sichert den Guten.“ 150

Aber das Eisen änderte flugs das Wesen der  
Jungfrau.

Denn sie warf es nach Willen hinein in  
eine der SchaaLEN,

Und vergoß der Sträubenden Blut, dem  
blühenden Mägdlein

Gab sie den frevelnden Richter zum Herrn,  
erwürget die Freie

Durch



Durch den rettenden Stahl des eigenen  
starken Erzeugers, 155  
Und zerstörete Gut, und Haus, und Fel-  
der, und Wirthschaft,  
Stiftete Hader und Haß dem Verwandten;  
Brüder und Freunde  
Trieb sie gegen einander ins Recht, und  
befeindete kecklich  
Auch den Friedlichen heim, und theilte  
Beute den Helfern.  
Täglich gab sie ein neues Gesetz, und än-  
dert' ein altes, 160  
Richtet' zurück und vorwärts, und gab und  
nahm wie es einfiel.  
Als nun über die Wand der schneebeklei-  
deten Alpen  
Niederstiegen die goldgeringelten Häupter  
Tuiskon's,  
Sahen sie, schreitend über den Tiber, mit-  
ten im Forum  
Thronen Justitia stolz, und reden hör-  
ten sie jene. 165  
Jeglichem kam unheimliches Schauern  
über die Seele,  
H 2 Und



Und sie trieben die Flüchtende fort zu  
Byzantia's Mauern;

Aber die Diener ließen sie heim der bös-  
lichen Göttin,

Stifter heimlichen Bundes, und Pfleger  
der schlafenden Lehre.

Solcher gewannen sie dann entartete Kin-  
der der Heimath. 170

Und Justitia kam im Triumph von Achaja  
geschritten,

Eilte von Rom zum Alpengebirg, und  
setzte den Fuß frech

Ueber den Schnee, und trat in unser fried-  
liches Erbtheil.

Und sie beschied mich und den Gemahl  
vor die Schranken des Rechtes,

Anzuhören das Wort des Heils dem Volke  
geboren, 175

Also beginnend: „Glauben und Treu, ihr  
Pfleger der Kindheit,

„Weichet vom Mann. Wir brauchen nicht  
Milch mehr, Wasser und Honig,

„Saures kennen wir nun, des Weins begei-  
sternden Becher.

„Liebe



„Liebe blendet den Sohn nicht mehr, und  
verwandte Geschlechter

„Gegen sich selbst nicht, Freude des Rechts  
zu genießen in Selbstmacht. 180

„Denn es eilet das männliche Volk zu frei-  
em Erkennen.

„Nicht gemein sey Guter mit Gutem; thö-  
rigter Glaube!

„Oefnet die Augen, es ist des Menschen  
Seele der Vortheil.

„Schlecht auch dünke sich jeder, denn  
schlecht hält jeden die Aufsicht,

„Hebet nicht höher euch selbst als euch  
erhebet das Leben. 185

„Dornen sind zu der Krone der Tugend.  
Glauben und Treue

„Träumen von Heil. Die Schrift, die Quelle  
männlicher Weisheit,

„Wird den Vater belehren vom Sohn, von  
den Rechten die Bürger,

„Und die sichere Schrift tritt ein für Glau-  
ben und Treue.

„Auch dem Richter brauchet das Volk nicht  
Glauben zu schenken. 190



- „Wehe, wer durch das Wissen erliegt. Denn  
anderer Richter  
„Darf den begründeten Spruch von neuem  
wieder ergründen.  
„Nur das Wissen ist Recht, es siegt das bes-  
sere Wissen.  
„Dazu gab ich die Weisheit der Welt, ge-  
sammelt von Anfang;  
„Ein unendliches Buch, dem jede Stunde  
die Weisheit 195  
„Wächs't, dem Göttlichen gleich, dem Va-  
ter über den Sternen.  
„Dieses wird die Tiefen erfüllen der dur-  
stenden Seele  
„Mit des Rechten gesegneter Wissenschaft.  
Hebet den Fuß denn  
„Glauben und Treu, wir trauen und glau-  
ben keiner dem andern.  
„Erst ergründen wir uns, und fechten ge-  
gen einander; 200  
„Wenn sich der Vortheil erkannt und ge-  
stellt die Schaale des Rechten,  
„Reichen die Hände wir erst; dem Manne  
ziemt das Versuchen!“ —

Als



Als ich nun selber vernahm, wie solche  
Rede des Volkes  
Sinne bethört, und Beifall laut es dem  
Weibe bezeugte,  
Hüllt' ich das Haupt, und trug die Thrä-  
nen fern von der Erde. 205  
Aber diesen, welchen du mir erblickest  
zur Seite,  
Hielt der mildere Sinn noch länger unter  
dem Volke,  
Drum erzähl' er dir selbst Justitia's Trei-  
ben und Schaffen.  
Und der Glaube hob aus sinnigem Traume  
das Auge,  
Blickte milder mich an, und ergofs die  
Fülle der Rede: 210  
Höre denn also, wie auch in mir der  
Wille gezähmt ward,  
Noch im Volke zu seyn, und mich der  
Frevel hinweg trieb.  
Ach! nur Eins ist der Himmel, es irr't in  
dem Vielen der Satan.  
Bald denn schritt Justitia stolz in der  
Mitte des Volkes,



Hinter ihr festlich trugen die sieben Wer-  
ke die Diener, 215  
Wunder dem Geist, des kindlichen Volks  
aufkeimende Hofnung.  
Und die Schätze zu zeigen entbrannte Ju-  
stitia selber.  
Also dem ersten winkte sie her. Ein ei-  
serner Ritter,  
Heiß im Kampf, und zerstreut in unge-  
wohnter Kunde;  
Aber von Ehre glühend und Reben, brach-  
te vor allen 220  
Ein in Purpur gehülletes Buch. An man-  
cherlei Bändern  
Hingen Kapseln herab, und ausgeprägte  
Schilder.  
Und sie wies es dem Volk: „Dies ist aus  
den Rechten das Edle.  
„Edler Gut und Habe darin und kräftige  
Freundschaft  
„Ist getheilt und geordnet im ganzen hei-  
ligen Reiche. 225  
„Pflicht dem Vasallen gesetzt und dem  
Lehnsherrn. Also bestimmt sich  
„Für



„Für und wider nach jeglichem Land-  
strich. Folge wird jeder

„Dann empfahn für jeglichen Kampf, und  
keinen bekümmre,

„Zu was Ende der Streit, und ob der Hafs  
der Gesellen

„Stören werde die fernere That, aus treu-  
licher Erde 230

„Wachsen die Freund' ihm jetzt, nicht  
Untreu duldet der Boden.

„So im Rechte findet ihr Regel auch in  
Gewaltthat.

„Denn die Knechte bindet's, den Herrn,  
zu wehren der Haut sich.

„Hafs und Liebe gebietet die Erde, die  
sie geboren.

„Nimmer wird es an Hader und Zwietracht  
fehlen, es binde 235

„So sich jeder die Scholle, dann bleibt  
keiner im Stiche.

„Aber von einem knüpft es sich fort, vom  
Pöbel zum Cäsar.

„Fürsten bind' es, es zähme das Volk im  
Wechselgeschenke.



„Und es erbe sich eisern im stahlenen  
Stamme der Männer,

„Ferne die spinnende Frau von kriegri-  
scher Waffengemeinschaft. 240

„Und es beuge die sinnende Klugheit, gebe  
Gesetze

„Blind, und theile die Herzen nach eiser-  
nem Willen der Ahnherrn.“

Dann erhob sich Justitia wieder zu ande-  
rem Schauspiel.

Zwölf, im schwarzen Gewand, Doctoren  
nahten dem Weibe,

Weiser bedächtiger Miene von aufsen, in-  
nen in Schalkheit 245

Spiele verbergend, daraus Gewirr in das  
heitere Licht kommt,

Aehnlich dem Regenbogen auf hagel-  
schwangerer Wolke,

Welche unter dem Spiel allmählig jegli-  
chen Strahl birgt,

Und in Dunkel und Nacht verheerende  
Wetter entschüttelt.

Und sie trugen jeglicher Rollen und wäch-  
serne Tafeln, 250

Alle



Alle beschrieben in griechischer Weis' und  
lateinischen Zeichen.

Und Justitia sprach: „Dies ist aus den  
Rechten das Rechte;

„Allen gemein, und jedem gerecht, für  
jeglich Ereigniß

„Ist zum Streiten ein Mittel genannt. So  
mancherlei Fasern

„Bringet das wachsende Kraut in andrer  
und anderer Ordnung 255

„Nimmer hervor, als hier dem Rechte jeg-  
lichen Trieb nach

„Wächst das Gesetz, und Fälle bestimmt,  
und Mittel gewähret,

„Weisheit, welche den Willen des Manns  
im Kinde bezügelt,

„Alles im Aergsten erwägt, wie es werde  
und wie es seyn kann,

„Gutes auf Böses erbaut, und schafft aus  
Schlechtem den Vortheil. 260

„Lasset nicht zu ein böses Geraun, daß  
Regel der Fremde

„Nicht in unsere Sitte geweiht sey, Spra-  
che des Auslands

„Wir-



„Wirre das häusliche Thun, und jeglich  
Erkennen ermüde.

„Wehe dem Wissen, das in die Häuser ge-  
het zu jedem.

„Stolz ist Weisheit und treibet zurück den  
täglichen Pöbel; 265

„Aber denen die Huld beschieden erleuch-  
tender Rechte,

„Solche werden das Schwerdt dem Adel  
gleichend ergreifen,

„Und an klingendem Schatz noch stolzere  
Fittige heben.

„Ha, schon seh ich die Schriften, des Gei-  
stes ewiges Denkmahl,

„Fechtend im Recht ein Säculum durch  
in dem einen Geschäfte, 270

„Auch das kleinste durch Kunst unsterb-  
lich zu machen erkundend.“

Darauf senkte Justitia selbst das gebie-  
trische Antlitz,

Dann die Augen gen Himmel erhebend,  
blickte sie wieder

An den Boden hinab, und von selber nahte  
das Schauspiel.

Denn



Denn es kam in Purpur ein wohlgenähre-  
tes Pfäfflein 275

Keck, zu verweisen bereit, und gewohnt  
in die Herzen zu blicken,  
Stolz erhoben das Haupt mit rothem Huthe  
bedeckt.

Und er trug in Lammesfell ein gebundenes  
Buch vor,

Schwarz auf Eseleins Haut geschrieben;  
aber die Dame

Nahm's, und sprach zum Volk: „Dies ist  
aus den Rechten das Fromme. 280

„Laien und Priestern ordnet's Gebühr, und  
nimmt aus dem alten

„Rechte was heidnisch annoch, und christ-  
liche Rechte vertheilt es,

„Oft nachlassend und oft die göttlichen  
Flüche vermehrend,

„Gutes heiliger Weihend, und Böses selber  
dem Teufel

„Mildernd, daß er noch Gutes ein reuiger  
Sünder ergreife. 285

„Und mit Recht ein christliches schreitet  
es immer mit Vorzug;

„Drum



„Drum auch darf es sich keck dem inner-  
sten Herzen vermählen,

„Gehen durch anderm Rechte verweiger-  
te Schwellen des Hauses.

„In das Brautbett steigt es mit, und nächt-  
lichen Freuden

„Theilet es Schutz, und verbannet davon  
den lauernden Erbfeind, 290

„Und befreundet verachtetem Fleische die  
Rechte des Himmels.

„Aber glaubet drum nicht das rechte der  
Rechte gebannet,

„Vieles bekämpfen sie gleich, und rüsten  
sich mit einander,

„Und in vielem auch lässet der Christ den  
Heiden vorauf gehn.“

Dann berief Justitia einen in ärmlichem  
Kleide, 295

Schlicht und bürgerlich, ein nicht gar  
zu höflicher Städter.

Große Blätter und Blättchen erfüllten die  
rüstigen Hände,

Doch im erfahrenen Haupte, gewahrt man,  
wufst' er noch vieles.

Und



Und Justitia sprach: „Aus Rechten das  
Sinnige naht nun.

„Einiges ist in Schriften gestellt; doch  
immer das meiste 300

„Hilft gewöhnend der Hand in laufen-  
den Dingen regieren.

„Aber gewaltig ist es im Kleinen mehr als  
die andern,

„Süß vor allen aber dem Volk. Denn die-  
ses vermag gar

„Selber darin zu Weisheit zu kommen und  
hoher Erfahrung.“

Darauf winkte Justitia einem im amtlichen  
Kleide, 305

Stolz gebückt, und schwächig von Sor-  
gen und täglicher Arbeit,

Langsam, wohlbedächtig und abgemesse-  
nen Ganges.

In den Armen lag ihm von mächtigen  
Schriften ein Schichtlein,

Alle verschieden benannt, und eingehef-  
tet in Formen.

„Seht das Unendliche naht nun auch,  
aus den ewigen Rechten,“ 310

Rief



Rief Justitia brünstig und hell, „Kein  
Tausendtheil annoch

„Bringet der Mann, es wird, den Blättern  
der Aloë ähnlich,

„Durch Jahrhunderte wachsen, der Welt  
einsaugen die Klugheit.

„Selber wird sich der Geist die trefliche  
Regel erfinden,

„Die der Stunde gebührt, die andere ändert  
in andrem. 315

„Also braucht ihr wissende Männer jegli-  
chen Vorrath

„Nicht zu kennen, was Herzoge, Könige,  
Herren und Fürsten

„Hier gebothen und dort im einzelnen,  
wenn ihr nur immer

„Aus den vielen Gesetzen die schneiden-  
den wisset zu finden,

„Welche vom anderen ganz unglaubliche  
Theile verschneiden. 320

„Ha, noch kommet die Kunst, verachtete  
Lumpen zu walken,

„Schwarz auf weiß zu heften die Schrift,  
auf feilestem Grunde,

„Mit



„Mit dem Kiele der Gans unendliches Wissen zu häufen.

„Keine verirrende Nacht verbirgt dann ferner den Erdkreis,

„Welten brütet die Gans im schaffenden Neste der Lumpen. 325

„Tage beginnen und enden in andrem! Jeglich Ereigniß

„Bringet dann heilsam Gesetz und tilgt am alten ein Uebel;

„Weisheit ist Herr dem Wissen gegeben, dem Heile der Heiland,

„Und ein ewig Gericht den Gesetzen selber gesetzt.“

Aber Justitia wandte sich drauf zu dem sechsten der Rechte. 330

Und es zeigte sich einer halb schwarz gekleidet halb blutroth,

Haltend in kräftiger Hand ein scharf zweischneidiges Eisen

Schrecklich im finsternen Blick, und warf zu den Füßen des Weibes

Nieder ein schwarzes Buch von aufsen; aber im Aufschlag

I

Sah



Sah man in Blut geschriebene Zeilen auf  
jeglicher Seite. 335

Und Justitia hemmte den Schrecken re-  
dend zum Volke:

„Wundert darob euch nicht, denn dieses  
sechste der Rechte,

„Mögen es immer vorerst Blutrecht zu  
taufen und Faustrecht

„Ritter belieben und Knechte, das Recht  
zu beglücken, benenn' ichs.

„Sehet den Mann, zwei Seiten an ihm, die  
rothe der Liebe 340

„Und die schwarze des richtenden  
Zorns; die Augen betrachtet,

„Spähend und wachend, das Dunkel so-  
gar zu durchschauen geeignet.

„Sehet den Ernst und die Milde gepaart.  
Es büsse den Frevel

„Jetzt im Leben nicht mehr, mit slavi-  
scher Fessel die Seele.

„Sterben soll mir verbrechrischer Leib.  
Wir rufen der Erde 345

„Nächtliche Gräfte zu Hülfe, zum Bei-  
stand Flammen und Wasser,

„Luf-



„Luftiges Holz, zu tilgen das Fleisch, und  
schreckenden Anblicks  
„Weisen wir euch, ihr leicht verführten  
Sündergeschlechter,  
„Vor die gerichtete Sünde, von euch den  
Frevel zu scheuchen.  
„Seelen verstehen wir innen zu rühren,  
Glauben zu schaffen, 350  
„Nieder zu werfen zuvor den sünden-  
schwangeren Vorsatz,  
„Warten die Klage nicht ab, und wissen  
durch Marter die tiefen  
„Bösen Bekenntnisse schlau aus jeglicher  
Seele zu reißen,  
„Heimlich schleichen wir nach dem Ver-  
gehn, versuchen die Unschuld,  
„Gründen die Tugend im Zwang auf wohl-  
erwogene Vorschrift, 355  
„Binden die Thaten sowohl als die Worte  
auch, leeren das Weinhaus  
„Schon bei Zeiten vom Volk, und sichern  
Ruhende freundlich  
„In des Schlafes Schoofse vor lautem wil-  
den Gerede;



„Einem geben wir Rechte zu freu'n sich,  
andern zu leiden,

„Und in dem Tausch ist herzliche Lieb'  
und Sorge begründet.“ 360

Dann verstummte wieder Justitia, und  
aus dem Haufen

Trat ein schwarz gekleideter Mann, mit  
Kreuzen gezeichnet,

Finster, und haarlosen Hauptes, ein Buch  
in heimlichen Zeichen,

Bildern und Puncten geschrieben ans Herz  
sich drückend mit Inbrunst.

Und Justitia sprach: „Das siebente Recht  
ist geheimes,

„Vehmrecht sonst, doch wird es einmahl  
dem Tage verkündet.

„Dieses theilet uns streng in Gesiegelte  
ein und Verlohrne.

„Nur für Bedürftige macht es des Rechtes  
Satzungen geltend.

„Die Geweihten schützt es mit Ausnahm'  
wider die Regeln,

„Lange geheim, bis einst der goldene Mor-  
gen hervorbricht. 370

„Dann



„Dann wird öffentlich es das Siegel nen-  
nen und weisen,

„Welches des Rechten entbehrt, und Gro-  
ßes über das Recht hebt.

„Also, glückliches Volk, hab' ich dir sieben  
Gerechte.

„Auf zum Schutze gestellt, zu ewigen Hü-  
tern des Lebens.

„Liebe sie fromm und brauche sie froh,  
und suche dein Glück. Denn 375

„Viele Pforten stehen nun auf, beliebe zu  
wandeln.“

So empfangen wir Recht aus Justitia's Hän-  
den und Herzen,

Und ich wendete nun den schweigenden  
Blick an des Volkes

Reihen hinab und hinauf, ob keiner hebe  
den Arm auf

Und das Eisen, den Schädel der Unglück-  
seel'gen zu treffen, 380

Und die Schriften zusammt der lodernden  
Flamme zu reichen;

Aber ich wartete lang, und vergebens  
wandt' ich die Augen.



Ach! mich preßte des Volkes Verblen-  
 dung! und ich erblickte  
 Schon die Zeichen des Falls, den Stolz  
 und das nichtige Reden,  
 Und ein Herz erfüllt mit thörigter Won-  
 ne des Tages, 385  
 Oder mit täglichem Schmerz; — es kom-  
 me jedes und gehe. —  
 Nicht mehr richten durfte der Bruder über  
 den Bruder.  
 Denn dem Leben entging die Kraft in-  
 wohnenden Rechtes.  
 Keiner kannt' es. Von einigen ward es  
 mit Gelde gehandelt.  
 Denn es verkauften es die, bei denen Wis-  
 sen bestellt ward. 390  
 Aber es wollte das Recht nicht Streiten  
 setzen ein Ende,  
 Jedem der Handlungen Maas vorzählen,  
 und herrschen in jedem.  
 Fangen wollt' es unwissenden Haufen.  
 Fehler belacht' es,  
 Und begünstigte Streit, und gab dem  
 Streite die Wege.  
 Und



Und Unwissende bracht' es zum Fall, Zu  
schnödem Gewinste 395  
Trieb es die Gier, und rüstet, auf allen  
Seiten die Habsucht.  
Nicht zu fragen wandte man auf zu dem  
Richter die Augen:  
Ob in Rechten auch wohl für drängende  
Lagen ein Rath sey?  
Denn die Fragen duldet nie der kriegri-  
sche Richter.  
Kläger hieß der Fragende gleich, und Be-  
klagter ein andrer, 400  
Streit die Frage, mit Haaren ins Recht  
her wurde der Zeuge  
Beigerufen, die Habe vertheilt, und die  
Ruhe gegeben,  
Und den Spruch mit Gewalt bestätigte  
selber der Richter.  
Einer konnte nun Wissen erobern, und an  
die Spitze  
Stellen den sieben Rechten sich keck, und  
gegen einander 405  
Alle lenken und ziehn nach Belieben. So  
viel Gerede



Fand sich allda, dafs jedem Geschäft ein  
passendes Sprichwort  
Raum anwies, sich dorten nach Lust zu  
wenden und Laune.

Aber ein bleibender Richter ward Sachen  
gegeben und Menschen,

Ein Vertheiler des Guts, drum freuete vie-  
len das Glücksspiel, 410

Durch das Wissen des Mann's ein trefli-  
ches Loos zu erwerben;

Aber wie oft behielt er die auszutheilen-  
den Austern!

Da man dem Richter jedoch nicht vollen  
Glauben zu schenken

Nöthig hatte, und dreimal nach Wahrheit  
durfte zu Recht ziehn,

Glückte doch manchem Verlohrnes Verloh-  
renem wieder zu nehmen. 415

Denn ein Kämpfender setzte sich selbst  
und das Seine zum Kampfe.

Leben erhielt auch vor allen die Schrift,  
es traute dem andern

Keiner, der nicht den Namen gelesen von  
wissenden Händen.

Auch



Auch dem Vater glaubte der Sohn nicht,  
eh' er in Schriften

Sich des Wahren versichert. Kein Schimpf  
war unter den Brüdern, 420

Unter sich andere streiten zu lassen wegen  
dem Vorrecht.

In den liegenden Schriften von wissenden  
Händen geschrieben,

Nicht in der thätigen Hand, versuchte  
man Schätze zu heben,

Und todtscheinendes Wort verbarg oft trü-  
grisches Leben,

Nur ein Pünctchen darin berief zum Ha-  
der die Streiter. 425

Aber wie sollt' auch der Satan nicht auf-  
stehn unter den Menschen,

Wenn sie selber ihn rufen mit heiserer  
Stimme vom Abgrund?

Bös ward jeder gehalten, im Recht Betrug zu erhaschen

Strebte man, allem Geschäft zwiezüngi-  
ges Streben zu ordnen.

Ueberall beugte man vor und nannte bei  
Namen den Bösen, 430



Sah ihn lauern beim Mahl und beim Wein,  
und ein grauses Gespenst stehn  
Hinter den munter Redenden, hinter dem  
Wanderer herziehn.

Darum trat er denn auch mit blutigem  
Fusse die Häupter,  
Redet' aus allverehretem Mund, und rief  
in Gesetzen.

Wie nun aber das Böse mit jeder Stunde  
vermehrt ward, 435

Liebt' ich das seltene Gute noch mehr,  
den Jünglingen naht' ich,

Deren reines Gemüth fern noch von bö-  
ser Erfahrung,

Suchte das Wissen mit reiner Begier und  
ihm Freude vermählte,

Dafs sie aus solchem Gewirr mit alles ord-  
nender Seele

Möchten den Faden finden hinauf zu der  
Mutter Asträa. 440

Aber traurend sah ich die Qual der geäng-  
steten Seele

Abgeschreckt und niedergedrückt von be-  
täubender Kunde,

Doch



Doch vom gerühmeten nicht unziemli-  
ches wagend zu denken,

Mit dem Gedächtniß schuldlos fassend die  
giftige Lehre,

Bis sich die Weisheit erkannt in wohl er-  
fahrener Uebung, 445

Und der verführende Weg verdeckt' die  
bemäntelte Willkühr.

So erlernt' ich den Himmel zu finden  
über der Erde.

Dennoch aber vergess ich bei wenigen  
nimmer den Eingang,

Und die Treue vereint dem Suchenden  
öfter die Tritte.

Also fanden wir dich, ein ungewohntes  
Schauspiel, 450

Tretend mit Füßen die Bücher der Rech-  
te, denen du lange

Schweiß und Glauben geliehn, und freu-  
ten des zornigen Tritts uns.

Aber behalte den Augenblick, Freund, zu  
erfahren begier'ge

Leitet das Auge beständig in anderem Glau-  
ben und Meinen.

Vie-



Vieles brauchest du nimmer mit **Blicken**  
zu schauen. Versuche 455  
**Reichen** die Hand dem Versucher. Ver-  
achte die sehenden Augen,  
Und beschau in der Seele des Alls vor-  
leuchtendes Bildniss.  
Auch das meinige findest du dort, und wo  
dir genüget,  
Kannst du den Himmel erneun, und mit  
Füssen treten den Satan.  
Jenes ist wahr und eines. Die täglichen  
Bilder dem Wissen 460  
Eingegeben, zufälligen Gangs, zerreißen  
dich selber,  
Wie Justitia sich den inneren Busen durch-  
bohret,  
Wenn sie auch lachende Lust im lügen-  
den Munde verkündet.“

---



Gewaltsame Anmerkungen  
des  
Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter  
Rüppel zu O\*\*\*  
zur dritten Satire.

Wie nun offenbar seyn muß, mit welcher Hingebung ich mit dem deutschen Publico unter den Fahnen des Verfassers fechte, so glaubte ich auch mit der Zeit hoffen zu dürfen, daß ich in jedem geheimen oder öffentlichen Angriffe würde zu Rathe gezogen werden. Nicht so. — Der Verfasser schlägt vor meinen sehenden Augen drei Satiren unter. Ich hätte ja ein Kind seyn müssen, der ich den Plan kenne, wenn ich das Stillschweigen über Verwaltung, Vertheidigung und Eigenthum nicht hätte merken sollen. Demohngeachtet leugnete der Verfasser anfangs. Dann gestand er, drei der nun folgenden Satiren könne er nicht geben, weil man sie ihm immer um die Ohren brummen, oder noch gar mehr thun lassen würde. Denn er sähe ganz klar, daß sie ihm doch aus dem Bunde seiner Satiren würden abwendig gemacht werden, und daß dergleichen Apostatae grade am rachsüchtigsten wären, und ihren eigenen Vater mit großem Vergnügen zwischen Himmel und Erde sehen könnten. Er wisse  
aber



aber dafür ein Mittel, er wolle nämlich die drei Titel der Satiren, welche die Erde, das Schwert und die Krone hießen, bloß hersetzen, es könne dann jeder in seiner Art etwas dabei denken. Und nun, kaum traute ich den eigenen Augen, brachte er mir die zum Druck fertige letzte Handschrift mit den bloß hingestellten Namen der drei fehlenden Satiren und den beigefügten Anmerkungen: welche Gegenstände darunter zu befassen wären. Indem ich ihm vorstellte, daß er sich hierdurch erst den Mund verbrennen würde, welches ich ihm eigentlich hätte gönnen sollen, wollte er davon nichts wissen, und erst, indem ich die Besorgung des Abdrucks gewaltsam erhielt, nahm ich mir die heilsame Freiheit, die leeren Namen wegzustreichen. Man hätte nun nach diesem Wunder glauben sollen, welche böse Mysterien und Schmähungen darin aufgehäuft wären, welches gewiß jeder andere mit der Sache unbekannte angenommen haben würde. Ich aber errieth gleich, daß eine Thorheit oder ein Eigensinn dahinter stecke, und gab dies dem Verfasser auch ziemlich deutlich zu verstehen. Er antwortete darauf: Er habe sie wirklich bloß für sich fertig liegen, und würde sie nur so lange schwarz auf weiß lassen, bis er sie wieder wie in einen Topf in sich hineingebracht



bracht hätte, (dies muß nun wohl etwas langsam gehen) dann aber sollten sie zu sammt den Bildern durch das Feuer gereinigt werden. Kaum hatte er das Wort Bilder heraus, als er sich schnell den Mund zuhielt, und ein gewaltiges Versehen gemacht zu haben, sich selbst verlegen eingestand. Ich erfuhr also zufällig, daß er zu den Satiren sich Bilder entwerfe, und that auch, so gut ich konnte, als schwebe mir keine Frage darnach auf der Lippe. Als der Verfasser aber bald darauf von jemand herausgerufen wurde, nahm ich die Gelegenheit wahr, unter seinen Papieren zu suchen, und fand nicht nur die Bilder, sondern auch die wahrscheinliche Ursache, warum sie nicht unter das Publicum gehen sollten. Sobald ich die Bilder zu der Krone und der Erde gesehen hatte, verging mir auch gleich der Appetit zu den Satiren. Denn sie sind so magisch und mystisch, daß sich der Verfasser bloß deshalb geschämt hat, sie öffentlich zu zeigen, weil man ihm sogleich seinen Platz in der Kunst anweisen würde, wofür er sich so sehr fürchtet. Man würde den immer Versprechenden, Hoffnungsvollen, auf andere Weisenden, und nie auf den Grund Gehenden erkannt haben, der keine Absicht hat, ins Trockne zu führen und mit seiner Vegetation bekannt zu machen, welche sodann  
für



für die Sichel der Kritik gehörte. Demohngeachtet verräth er sich aber doch immer selbst, und fällt aus seinem Winde nicht einmal als Regen, sondern als Mondstein auf die Köpfe, wovon sie aber doch nichts merken sollen. Ich muß aber nun den Lesern über den Fund Rechenschaft ablegen, und habe ihn deshalb, trotz des Verfassers Widerstande, dem Gedächtnisse einzuprägen gestrebt.

Das Bild zu der Krone stellt eine gewaltige Blume, wie es scheint, vom Aloëgeschlechte dar, deren Blütenkelch gegen den Himmel geöffnet ist. Sie wächst auf einem pyramidalischen Felsen, welcher sich aus fruchtbarer, fester Erde erhebt, worüber sich Bäche des Felsens ergießen und zu Strömen werden. Die Erde unter dem Berge ist voll unzähliger arbeitender Figuren. Man unterscheidet Säende, Winzer, Mähende, Hirten, Fischer, Schiffende, ein buntes Gemisch eines nach Gewinn strebenden Volkes. An dem Felsen bemerkt man Metalladern, an denen Bergleute arbeiten, und auf den Stufen erscheinen munter Hinanstrebende, welche Waffen tragen. Diese klimmen bis an den Stengel der Blume hinan, in dessen stachlichten Blättern Krieger in eherner Rüstung umherzuklettern scheinen, und von denen die untersten die Waffen annehmen, die  
aus



aus dem Metall des Berges bereitet seyn werden. Man sieht sie die Blätter des Stengels bis unter den Blumenkelch besetzt halten, um den diese den ersten grünen Kelch bilden, und ihre Schwerdter theils gegen die Lüfte, theils nach unten zu zücken, so daß die Blume durch diese Umgebung wie eine Festung vertheidigt zu werden scheint. Ueber jenem stachlichten, mit Kriegern besetzten Kelch erhebt sich nun ein zweiter lichtweisfer, welcher eine Lilienform mit gespaltenen, übergebogenen Blättern zeigt, durch deren Zwischenräume man erst den innersten Kelch erblickt. Auf den Spitzen dieser weissen Blätter befinden sich Segnende und Betende, welche theils zur Erde hinab zu reden scheinen, theils ihre Hände gefaltet zum Himmel empor heben, theils sich zu dem inneren Kelch der Blume hinab wenden. Ihre Kleidung sind reichgeschmückte priesterliche Gewänder. Durch diesen zweiten Kelch sieht man nun den fünfblättrigen, rosenfarbigen inneren der Blume, aus welchem sich die goldenen Saamenwerkzeuge mit reichlichem Staube bedeckt erheben. In der Mitte dieser Saamenwerkzeuge, welche einen Thron mit sieben niederern Sitzen umringt bilden, führt ein gekrönter Genius den Vorsitz, welcher damit beschäftigt zu seyn scheint, den goldenen Staub des

K

Saa-



Saamens zu sammeln, und ihn auf die untenliegende Erde hinabzustreuen. Diesen goldenen Saamen sieht man als die wahre Wunderessenz auf die Erde niedersinken. Denn sobald er dieselbe erreicht, entwickelt er auf den Strömen Brücken und Schiffe, bei den Handwerkern Werkzeuge, bei den Kriegern Waffen, Häuser in den Städten, Bücher und Psalmen in den Händen der Priester; und um diese Verwandlung auf dem Bilde augenscheinlich zu machen, sind alle die so gewordenen Dinge mit goldener Farbe gemahlt, und mit dem Strich des Goldsaamenregens in Verbindung gebracht. Auf den Sitzen um den König befinden sich (wahrscheinlich die Minister) Personen, welche goldene Gefäße halten, in welchen sie den goldenen Staub dem Genius darreichen. Sie tragen einfache graue Gewänder und Bärte, ähnlich den alten Weisen. Neben der Arbeit scheinen einige die Harfe zu spielen, andere blättern in Schriften, andere schreiben. Oben in den Wolken erscheint ein weibliches Wesen, ohne Zweifel die himmlische Asträa des Verfassers, welche den Genius an einem goldenen Faden zu leiten scheint, und ihm mit der Linken ein Buch vorhält, in welches er bei der Arbeit einen flüchtigen Blick wirft.

Siehe



Siehe da, das Gouvernement des göttlichen Volks, von Asträen regiert, von dem Genius gehandhabt. Nach der Eroberung dieses Bildes liegt mir nun ob, von dessen Sinn den Lesern einiges bemerklich zu machen, über welche Auslegung von meiner Seite, der Verfasser, wenn er diese Anmerkungen lesen sollte, nicht wenig erschrecken wird. Unten also auf der Erde finden wir die göttlich Administriten, deren geschäftiges Gebiet sich bis unter die Blume erstreckt. Die Hinanklimmenden scheinen schon Diener des Gouvernements zu seyn. Denn sie tragen die Bedürfnisse der Krieger in deren Hände, indess die Wurzel der Blume, deren Fasergewebe man sehr weit verfolgen kann, das Uebrige von selbst herauf zu ziehen scheint. Der erste rauhe Blätterkelch, die Befestigung der Blume gegen Außen und Innen, bezeichnet die Gewalt, deren Schutz über die unterliegende Erde einleuchtet. Der weisse zweite Kelch stellt die Kirche und den Volkssinn dar, welcher selbst dem Himmel näher ist, als die durch den letzten rosenfarbenen Kelch dargestellte Freiheit, die als das Product alles Lebens und aller Arbeit des Bildes, das Bild selbst befruchtet und regiert. Hiermit empfangen dann die Leser den jungen hoffnungsvollen Mystiker, dessen Nebelidee ich weder bestrei-



ten, noch anderem Tadel als dem, der in ihr selbst liegt, aussetzen will.

Was mögen aber nun meine geneigten Leser denken, wenn ich ihnen von dem Bilde zur zweiten untergeschlagenen Satire, der Erde, erzähle, daß es in einer Charte besteht, einer wirklichen magischen Landcharte. So sehr ich mich angestrengt habe, konnte ich doch auch nicht das geringste von ihrer Bedeutung herausfinden, nur daß ich wohl mit Augen erblickte, wie der äußern Gestalt Deutschlands auf eine komische Art Zwang angethan war, sie auf Zeichen zu stellen. Das Hauptzeichen war ein runder Kreis, eine Null, nicht ohne Bedeutung, da ja nach einer gewissen Lehre aus der Null alles entstanden ist. Denn Böhmen hat der Verfasser in des Ganzen Mitte gebracht, als eine große Capitale, deren cirkelförmige Mauren das Riesengebirge, Erzgebirge u. s. w. darstellten, so daß man wohl sagen konnte, Böhmen in Prag. Das Ganze lag mit den Alpen, Polen und dem Rhein, und der Nord- und Ostsee in Verbindung, und stellte eine Vergötterung der Null in der Mitte, in mancherlei gothischen Characteren dar, welche die übrigen deutschen Gebirge und Flüsse um Böhmen bildeten. Hierin werden denn die Leser wohl noch mehr Gründe sehen, warum der Verfasser sich den Mund zuhielt.

Der



Der Verfasser steht in dem Glauben, Böhmen sey der unüberwindliche Mittelpunkt Deutschlands. Er will dies mit den vielen unglücklichen Feldzügen, die gegen Böhmen gerichtet worden sind, beweisen. Er glaubt entdeckt zu haben, daß alle Vertheidigungslinien durch die Natur um Böhmen gebildet worden seyen. Er legt dem Volke einen entschiedenen Character der Größe bei; vergiftet aber, daß eben dieses Volk am entferntesten von deutscher Bildung und den übrigen Vorzügen der Nation stehet.

Was die dritte Satire, das Schwerdt, betrifft, so fand ich zwar weder ein Bild dafür, noch eine zusammenhängende Satire, war auch nicht begierig darnach, weil sie ebenfalls mit einer Nebelidee wird eröffnet seyn, und sich in Beschimpfen des Bestehenden aufgelöst haben wird. Gewiß hat die Vertheidigung bei dem Verfasser eine entschiedene Analogie mit dem Eigenthum, welches so, wie es nach der Stammidee vertheilt und verwaltet werden muß (eine eigene Vertheidigung des *dominii eminentis*), so auch nach der Besetzung eingerichtet liegen, und die Vertheidigung nach natürlichen, in der Lage gewährten Bestimmungen an Hand geben muß, und diese Vertheidigung scheint auf dem vorher angeführten Bilde über das deutsche Eigenthum durch die gezwungene Gestalt der



Berge und Flüsse um Böhmen dargestellt zu seyn. Sie scheint mehr in dem Besitz der Natur und der Benutzung des gegebenen Territoriums zu liegen, als in der Tapferkeit des dasselbe bewohnenden Völkerstammes. Da aber der Verfasser seine Ideen hierüber der Publication hat entziehen wollen, so will ich nicht weiter das in Gesprächen Aufgegriffene als seine Meinung der Critik blos geben. — Also jetzt zu der privilegirten Justitia, mit welcher der Verfasser doch hat hervortreten mögen.

Ich gestehe gern, daß ich mit dieser Satire zufriedener seyn kann, als mit vielen andern. Denn unser divino politico hat doch in manchem hier nicht Unrecht, die Divinität doch hier etwas mehr an den Haaken gehängt, und sich etwas mehr der Realität beflissen. Doch aber ist es ihm unmöglich, vom Rechte zu denken wie andere ehrliche Leute, und hier ist drum immer die schwache Seite am Tage. Seine Ansicht vom Rechte, die auch schon deutlich genug aus der Satire hervorgeht, hat er mir noch sorgfältiger aus einander gelegt. — Es verstehe sich, sagt er, von selbst, daß er nicht von dem Rechte der Natur, oder dem freien Rechte (welches passender wäre) hier rede, sondern von dem im Staate gebundenen Rechte. Das Recht im Staate sey des Staates Pfand, eine Regel,



gel, welche den innern Frieden sanctionire, der Unbequemlichkeit der Nähe und des Beyeinanderlebens durch Kunst abhelfen solle, indem sie eine Gewalt des Willens für alle aus allen errichte. Die Kunst müsse daher eine Gewalt hervorbringen, welche sich dermaßen in dem Sinne der Bürger gestalte, daß sie zu dem Willen der Gesammtheit werde, und die besondere Scheide aller Berührungen der Bürger mit einander abgebe. Das Recht im Staate bilde sich daher in Gesetzen zu einem Gränzstein des Willens im Verkehr mit den [gleichen Gliedern des Staats und dem Staat selbst. Sowohl einen jeden zu sichern, das Seinige zu befestigen, als das Ganze in sich zu ordnen, und jedem seine Sphäre im Ganzen zu geben, strebe das Recht gegen den Streit mit Staat und Mitbürger an. Das Recht sey daher gegen den Hader, und der Streit gegen das Recht; da hingegen das Naturrecht das Recht für den Streit sey. Gesetze sollten die kämpfenden Elemente niederschlagen und sich setzen machen. Um aber aus der Gewalt, die allein im Staate den rechtlichen Weg anordnen könne, in den dem Rechte gebührenden Frieden zu kommen, sey es nöthig, daß dasselbe sich den Bürgern als Wille im Sinn darstelle, daher sich zum Glauben mache. Da es nun aber nie eigentlich Recht und Freiheit,



heit, oder Naturrecht des Besondern werden könne, indem es nur in einer künstlichen Gleichheit, welche der Staat gebe, sich befinde, so könne es nur dadurch in den Sinn übergehen, wenn es sich genau durch die Form an die Stammidee des Volks anschliesse, und also zugleich dadurch frei zu werden strebe, jedem nemlich z. B. die Strafe so einbilde, daß sie weder eine Rache des Staats, noch zu seiner Besserung und dergleichen gegeben sey, sondern ihm als die mit der Handlung gewollte und aus sich genommene ewig gleiche Folge der That erscheine. Frei aber könne es nur dann scheinen, wenn es etwas ewiges, etwas unwandelbares, etwas stehendes und eines sey. Daher müsse es, wie die Religion das Werk eines Göttlichen, so das Werk eines Weisen seyn, dürfe sich weder verwandeln, noch erneuert werden, und müsse in Klarheit ganz in die Meinung und den Willen aller überzugehen fähig seyn, von jedem also verstanden, von jedem ausgeübt werden, und daher nicht mangelhaft in den Grundzügen seyn. Sey dies der Fall, so falle der Rechtsstreit als etwas ganz unrechtliches weg. Denn die Gesetze regierten das Leben im Staat durch den Sinn, durch das Einwohnen in jedem Bürger, und da träten alle gewissermaßen als strafend auf, wo es verletzt würde. Denn es sey  
nun



nun nur möglich Verletzung oder Befolgung. Entscheidungen nach den Gesetzen seyen unnöthig, weil die Gesetze aus jedem richten, Entscheidungen gegen das Gesetz als die höchste Willkührlichkeit und Strafbarkeit unmöglich. Da, wo das Gesetz schweige, oder wo es scheine, als gehöre etwas nicht unter ein Gesetz, oder wo es zweifelhaft, unter welches, wo also eine Untersuchung des Falls wegen nöthig werde, trete dann ein schiedsrichterliches Verfahren ein, von dem Gesetze aber selbst geheiligt, und von beiden Theilen in gleichem Glauben gebilligt, und dies werde dann die Justiz, wo es auf Weisheit im Fortgange in der Zeit außer dem Gesetz ankomme, die aber nie sich wieder als Gesetz für die Zukunft constituire und nur für die besondern Fälle gültig sey. Hieraus könne auch nichts dem Vereine Nachtheiliges entstehen, und es sey auch für keinen Streit im Rechte zu achten, sondern es bestände bloß in der Frage sich für unwissend haltender in einem Rechtsgeschäft, an einen für weise und billig geachteten, um wie man eine Facultät befragen läßt, von ihm das Zeichen zu erhalten, daß man einen Glauben verlange, in dieser Sache nicht gegen das Recht verstossen zu haben. Und allein im Glauben könne auch dieses Verfahren eine Kraft erhalten. Dem



Staate könne auch nur allein an diesem Glauben liegen. Ob dieser oder jener grade Recht erhält, kann ihm einerley seyn. Nur daran liegt ihm, daß seine Bürger durch den Glauben an das Recht sich in ihren Sphären sichern und behaupten, und die Bequemlichkeit des Beyeinanderlebens dadurch gefördert werde; nicht aber man gezwungen sey, Hab und Gut an den Richter und die Gerichte um Recht zu verkaufen, und wegen einer Frage nach dem Gesetz, sein Vermögen aufs Spiel zu setzen, ohne allen Glauben an Recht, in völliger Unkenntniß und Blindheit, einem dunkeln Glücksspiele vertrauend, ohne Glauben an den Richter und unwissend mit einem Rechte beschenkt, was für den Streit gemacht ist, was den Streit in benannte Corps ordnet, und dem Streite fröhliche tactische Regeln ordnet. Dies sey denn das Recht der Hölle, die Satans-Tochter Justitia, welche dem Staat wie ein Polyp sich eingesaugt habe, und von Jammer und Elend lebe. Allein jene Milde des in allen wohnenden Gesetzes sey der beste Gewährsmann öffentlicher Sicherheit und der Ruhe im Besitz. Indem jeder auf die rechtlichen Verhältnisse aufmerksam sey, würde die Ungerechtigkeit in die Hölle verwiesen, und könne ihr Haupt auch nicht einmal in verfälschten Schriften verbergen. Der Staat werde dadurch aber  
nicht



nicht der bedeutenden Sorge des Wachens über-  
hoben, denn er habe die Controlle über die  
Handhabung des Gesetzes bei Untersuchungen  
und Verletzungen immer noch nöthig, alles  
aber nur in Gemätheit des Gesetzes. Ueber-  
haupt gar kein Verfahren *ex officio*, ohne Ge-  
setze zum Grunde zu haben, als Polizeimaßre-  
gel u. s. w. sey in einer Rechtssache von  
Gültigkeit. Sobald aber die Sache außer dem  
gegebenen Rechte liege und von Folgen für den  
Staat werde, greife die Polizei ein. Sodann  
ergofs sich der Verfasser in eine große Lobes-  
erhebung des französischen Gesetzbuches, oder  
vielmehr der Ideen, die der Kaiser Napoleon  
selbst bei dieser Gelegenheit geäußert habe.  
Sein Gedanke sey es gewesen, das Gesetz in den  
Sinn des Volks zu bringen und in den Willen  
des Volks zu verwandeln, sein Gedanke, das  
Gesetz gegen den Streit zu stellen, und dem  
Streite Frieden zu geben, und wo ja Streit seyn  
solle, Vermittelungen (Friedensgerichte) anzu-  
ordnen; ebenfalls sein Gedanke: der Familien-  
rath, die Abschaffung der drei Instanzen, die-  
ser unrechtlichen Rechtlichkeit, die Ergreifung  
der Gegenstände in der Einheit und Allge-  
meinheit, und die Kürze und Klarheit, eben so  
die völlige Zerknickung des verderblichen rö-  
mischen Rechts. Alles dieses bewiesen die bei  
die-



dieser Gelegenheit vom Kaiser gehaltenen Reden. Aber das Schicksal der Zeit, die aus ihrer Vielheit sich so schwer zur Einheit erheben könne, und die Verflechtung erfahrener Rechtsgelehrten in den Gang der Gerichtsdiscussionen, habe so viel an den treflichen Ideen des Kaisers gezerrt und vom alten Plunder wieder zu Hülfe gerufen und zugenutzt, daß das Werk nur zum Theil der ersten Idee nachkomme. Das römische Recht habe nicht verfehlt, seinen Consens in die meisten Materien zu geben. Doch habe das vom Kaiser einmal Angegebene nicht fehlen dürfen, welches auch die wohlthätigsten Wirkungen schon gezeigt habe; dahingegen sey immer durch das Gedächtniß dem abgerissenen Faden des Genies nachgeholfen worden. So weit der Verfasser, dessen Genie aber in meinem sehr guten Gedächtniß nicht abgerissen worden ist. Denn ich stehe für die so gegebenen Ansichten desselben. Kaum hatte er geendet, als ich mit aller Kraft der Wahrheit, die mir doch, ohne Rechtsgelehrter zu seyn, genug einleuchtet, diesen Ideen entgegen ging. Der Verfasser, sagte ich, widerspreche sich ja selber, indem er das Recht in dem Sinne einbilden wolle, da er es doch für eine Gewalt ausbebe. Wie aber eine Wissenschaft in jedem könne ausgebildet werden? Handwerker und Bauern hätten

ten



ten mehr zu thun, als Gesetze auswendig zu lernen und sich um Rechtspflege zu bekümmern. Und welch ein elendes Recht, ein fertiges stehendes Recht von Noahs Zeiten her sey! Wie es voll von Aberglauben, dummer Strenge und Unhumanität stecken werde! und mit dem Plunder solle man sich noch dazu von allen Bürgern tyrannisiren und in seine Schranken weisen lassen? Ob ein Mensch in die Zukunft sehen könne, um Gesetze für jede künftige Veränderung zu geben? Müssen sich nicht Gesetze nach der Zeit ändern und wohlthätig vermehren lassen? Wie könnten sonst so heilsame Verordnungen, als wegen der Kuhpocken z. B. aufkommen, wovon man vor tausend Jahren doch nichts hätte wissen können? Zudem wie sollte ein Haufe Menschen, welcher kein bestimmtes vom Staat übertragenes Recht, jemanden zu controlliren hätte, so aufzupassen im Stande seyn, daß er jeden Verstofs und jede Verletzung des Gesetzes beim andern sogleich bemerken könnte? Wie würde es den armen Mündeln alsdann ergehen, wenn der Vormund mit seinen Nachbarn gut stände? Wer wollte ihm auch in die Bücher gucken? Kurzum, des Verfassers Recht sey das wahre satanische Recht, dahingegen das alte römische Recht, und das fortgehende Territorialrecht an sich vortreflich wä-



wären, nur aber von schlechten Menschen auch, wie alles Gute, verdreht und verdeckt werden könnten. Dies sey aber kein Vorwurf gegen das Recht, sondern gegen die Menschen. Uebrigens eröfne ja auch des Verfassers Ansicht den alten Processen wieder Thür und Thor wie vorher, nur mit andern Worten. Denn unter dem Schein, als passe kein Gesetz auf den etwas mit Fleiß entstellten Fall, könnten sie ja immer die Staatsbehörde zur Untersuchung rufen, und hier wäre Mangel an Instanzen Ungerechtigkeit, weil dadurch oft der Gesichtspunct einer Sache auszumitteln wäre. Diese Gegenrede setzte den Verfasser in die größte Verlegenheit, so daß er anfangs ganz roth wurde. Hernach aber sammelte er sich wieder, um mit Spitzfindigkeiten mir die Spitze zu bieten, und deshalb fing er von Adam und Eva an. Ich habe, sagte er, noch gar nichts von dem Ganzen seiner Ansichten begriffen, auch wenn ich die drei untergeschlagenen Satiren nicht gelesen hätte, müsse mir die Gränzlinie der Gewalt und Freiheit bekannt seyn, da er das Wesen beider schon unterschieden habe. Ich verwechsele ja ganz, was der Form angehöre und was sich zur Freiheit erhöhe. Alles Göttliche könne ja nur eine sinnliche Gewalt in einer sinnlichen Form annehmen, und die Form werde ja nur angenommen,  
um



um die Freiheit in ihr werden zu lassen; die Gewalt aber sey etwas Todtes, etwas Abgefertigtes, etwas Stehendes und Gebundenes; alles für sich Gesonderte und Ungebundene sey aber das Lebende und Freie. Wie ich also die Formen, aus denen die bestehenden Gewalten heiflössen, und in denen, als in dem Körper, der sich zur Freiheit entwickelnden Volksgeist verbunden seyn müsse, mit der Freiheit verwechseln könne? Zu dieser Form gehöre, wie gesagt, die Verwaltung als eine Gewalt in der Form begründet, die Vertheidigung als eine Vereinigung bestimmter physischer Kräfte, das Recht als eine Bestimmung äußerlicher Verhältnisse, die eine Gleichheit für jeden in sich trage, und die Erziehung, welche jedem das gleiche Zeichen des Staats aufdrücken solle. Keinesweges aber gehöre unter die Gewalt das Product der Gewalt, der Geist, der durch die Vermählung an die Form sich in einer freien Gestalt entwickele, so aus der Verwaltung das Lenken und Erkennen des Vortheils in der Gegenwart oder die Politik, aus der Vertheidigung der Gebrauch der Kräfte in der Zeit, die Strategie, aus den Rechten die bürgerliche Aufsicht oder die Polizei, aus der Erziehung die Bildung der freien Wissenschaft. Hierzu brauche der Staat die Erzeugnisse



nisse der guten Form, die durch die Gewalt entwickelte Freiheit, die Weisheit in der Gegenwart, die empor gehobenen und freien Geister der Einzelnen, und überdem trete die Satire erst in dem Gebiete der Freiheit auf. Also wie ich habe einen Vorwurf daraus machen können, daß der Verfasser die Verordnungen wegen der Kuhpocken zurück gewiesen, und das Vormundschafswesen in Gefahr gesetzt habe? Dies gehöre ja vor die Polizei, die Wissenschaft, welche der Weisheit Raum verleihe, den Bürgern was ihnen das Recht nicht sichert zu sichern gegen Menschen und Natur, welche aber nur fufsen könne auf der bestehenden Gewalt des Rechts, und daher als Freiheit nur aus dem Rechte werden könne. Ich brauche nur des einsichtsvollen und scharfdenkenden Hofrath Thibaut System des Pandectenrechts anzusehen, so würde ich auch schon dorten das Vormundschafswesen vom Rechte in die Polizei versetzt finden. Mit den Kuhpocken verstände es sich schon von selber. Was nun die übrigen Vorwürfe beträfe, daß er das Recht in den Sinn verwandeln wollte, und es doch für Gewalt erklärte, so seyen sie kaum der Mühe werth, beantwortet zu werden. Denn es verstehe sich ja von selbst, daß Gewalt, Sinn und Freiheit sich unterstützen und zu Einem

wer-



werden müßten, warum? sey bei dem Rechte schon für jedem Verständigen klar. Was die Schwierigkeiten anbetraf, die ich dem Rechte entgegen setze, wenn es eine allgemeine Gewalt im Sinne der Bürger werde, so müsse ich das Lernen für eine schwere Sache, und das Recht für eine unbegreifliche Kunde halten. Das Recht aber sey an sich, wenn es einen wirklich weisen Vater im Volk habe, so leicht, daß es mit der Muttermilch eingesogen zu werden scheinen müsse. Dann erst sey es des Volkes wahres Stammrecht, und grade einem Volke, welches sich zuerst in seinem Bewustseyn rege, könne ein Recht heilig und verehrt werden, und einem auserfahrenem, zergangenem helfe auch der Weiseste nicht. Auch werde ja das Recht dem Volke nicht zur Willkühr überlassen. Schon der Glaube hindere die Willkühr, und wo dieselbe nöthig sey, trete sie von Staatswegen als polizeiliche Freiheit ein. Wie sich von selbst verstehe, könne aber die Polizei nie einen Act gegen das Recht geltend machen, und der Staat erlaube von den Partheien erwählten Gliedern eine keinesweges aus der Luft zu greifende Entscheidung im Zweifel. Dies sey die unabänderliche Idee des Rechts im göttlichen Volke.

Mit diesen Gegenerklärungen hoffte nun der Verfasser mich wirklich gefangen zu haben,

L

und



und in den Terminis, die seine Einbildungskraft erst erfunden, und den Dingen aufgeschoben hat, mich gänzlich mit Wahrheit zugewickelt zu sehen. Ich sagte ihm aber: Gesetzt auch, Sie hielten alle diese Ansichten für wahr, wofür ich sie nicht halte, können Sie leugnen, daß des großen Göthe Ansicht vom Recht der Ihrigen bei weiten überlegen sey, und daß die Ihrige gänzlich davor vergehe? Im Faust heisst es:

Es erben sich Gesetz' und Rechte

Wie eine ewige Krankheit fort.

Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlecht schlechte,

Und rücken sacht von Ort zu Ort.

Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;

Weh dir, daß du ein Enkel bist!

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,

Von dem ist leider! nie die Frage.

Sehen Sie, so gehet es Ihrem stehenden Rechte.

Die Zeit, welche immer weiter eilt, verwandelt

es in Unsinn. Nur das Recht ist das rechte,

welches immer sich wiedergebiert und mit je-

dem Menschen geboren wird. Lieber Hofcri-

ticus, sagte der Verfasser spöttisch, da Sie Gö-

then gegen mich anführen, welches mich sehr

ermuntert, so erlauben Sie mir, geschwind

Ihnen



Ihnen eine kleine Komödie aufzuführen. Sie  
heißt die Inquisition. Personen sind blos der  
Geheimerath von Göthe und der Grosinquisitor.  
Der Schauplatz ist Gott weiß wo, aber er ist:

Grosinquisitor.

Was haben Euer Excellenz dem bestehen-  
den Rechte für einen Schimpf angethan, dem  
Volk in den Mund zu geben, daß es eine ewi-  
ge Krankheit sey, und daß das Recht mit jedem  
müsse geboren werden, um beglückend zu  
seyn?

Göthe.

Wie? Sind der Herr Grosinquisitor etwa  
vor oder nach dem Rechte geboren? Welches  
Recht wäre wohl nicht mit uns geboren? Wir  
eben werden unter das Recht geboren. Alle  
unsere Rechte sind ja mit uns geboren.

Grosinquisitor.

Aber Sie sagen ja, daß ein Enkel unglück-  
lich wäre, weil er das Gesetz der Väter erbe.

Göthe.

Das ist die Schuld derer, die Böses aus Gu-  
tem herauslesen wollen. Wie viele Rechte wer-  
den auch noch mit unsern Kindern geboren  
und mit unsern Urenkeln, über die wir uns  
gar nicht zu beklagen haben. Aber das war zu  
Faust's Zeiten noch die Mode nicht, da waren

L 2

noch



noch halb und halb Faustrechtszeiten, und es ward eigentlich nichts mit den Leuten geboren, als was ihnen grade der liebe Gott mitgegeben hatte. Die Menschen gaben nur sehr unbestimmtes zum Leben her.

Grosinquisitor.

Aber Sie reden ja von Rechten, die sich fort-schleppten.

Göthe.

Das sind eben die unordentlichen Rechte, welche noch nicht durch neue heilsame Verordnungen mit jedem wieder neugeboren, und anders geformt wurden.

Grosinquisitor.

So wollte ich es aber gar nicht haben. Ich selbst bin diesen Verordnungen eben nicht hold. Sie hätten sich lieber in das Naturrecht werfen sollen. Dann würde das Volk, wenn Sie dies herausgestrichen hätten, kein Gift daraus saugen, da es doch weiß, daß es im Staate nicht gelten kann.

Göthe.

Ey, da kann ich gleich helfen. Ich kannte einen Bauergesellen, der nicht schreiben konnte, und einen Ring bestellte, worauf die Worte: „liebe Louise, liebste du mich noch?“ zärt.



zärtlich stehen sollten. Als er fertig war, las ihm der Goldschmidt vom Ringe die Worte vor. Sie lauteten ihm aber nicht zärtlich genug, und er gab einen Thaler mehr, um sie in zärtlicheren Ton setzen zu lassen. So kann ich den Spruch gleich Ihnen in Ton setzen. Alle bestehenden Rechte, die durch den Staat gegeben sind und gegeben werden, können Sie sich unter der ewigen Krankheit denken, das Naturrecht hingegen als das Recht, welches mit jedem geboren wird. Dies ist denn ein Recht, welches sich besonders aus der Natur eines jeden Menschen ableiten liesse, und welches der Staat nicht geben kann, weil er mehrere über einen Kamm scheeren muß.

### Grosinquisitor.

Euer Excellenz sind ein Allerwelts Mann! Der Vorhang fällt. Was wollen Sie denn mit diesem Spuck? fragte ich den Verfasser. Ihnen nur zeigen, erwiederte er, daß Sie mit Ihrem Sprüchlein abgefahren sind. Wie so? fragte ich. Sehen Sie denn nicht, antwortete er, daß, wenn wir den Spruch, wie es denn doch wohl das vernünftigste ist, auf Naturrecht anwenden, er uns nichts angeht? Denn ich rede ja nicht von dem Recht, worauf jeder Mensch als Mensch, als Freier, für sich bestehender, gegen das Uni-



versum Ansprüche macht, von dem freien Rechte, ich rede von dem, was ihm vom Staate, von der Form, durch Gewalt gegeben werden muß, weil er nur in der Form frei werden kann, ich rede von dem bürgerlichen Rechte, wenn Sie es noch nicht wissen, und dieses muß, da es eine Gewalt nach der Stammidee constituiren soll, und sein Leben in dem Sinne des Volks erhalten muß, ein Bleibendes, ein Stehendes, und Eines seyn. Alles übrige ist vom Uebel. Nach dieser Wendung des Gespräches meinte der Verfasser mich nun ganz aus dem Felde geschlagen zu haben, und warf einen triumphirenden Blick nach mir. Ich aber nahm meinen Göthischen Demantschild, reinigte ihn vom Staube und blendete den Verfasser von neuem, indem ich sagte, wie Göthe das leider habe hinzufügen können, wenn er nicht eine Möglichkeit geahndet habe, das jedem rechte, Recht im Staate geltend zu machen? So geben Sie in des Teufels Namen, rief der Verfasser, sich ein eigenes Recht, und Ihren Schülern und Kindern eigene Rechte, die alle mit Ihnen geboren werden, und die sie Ihnen schon sagen werden, und warten Sie, was heraus kömmt. Gott verleihe Ihnen seinen reichen Segen zu dem Plane, nur halte er mich fern von Ihrem Hause, damit ich meine Rechte für mich behalten möge. So  
muß-



mußte ich denn sehen, wie alle meine Einwürfe scheiterten, und die Satire blieb nach wie vor. Die Leser werden meine Bemerkungen verstehen und sondern, und sollte noch, da die gegenseitige Hitze uns beide verblendet haben könnte, ein guter Mittelweg durch ruhige Ueberlegung und erfahrenen Verstand zu finden seyn, so werden ihn die geneigten Leser gewiß finden. Hiemit lasse ich denn den allgemeinen Streit fahren, über den ich getreu referirt habe, und eile zu den besondern Noten.

### Besondre Noten.

In dieser Satire ist in sofern wieder die alte Leier, daß eine passive Person da ist, welcher von irgend einem imaginairn Wesen die Satire vorgebetet wird. Ich nahm nun stillschweigend an, daß diese Person, wie es der Verfasser nun einmal beliebt hat, die junge Satire sey, welche die Himmlischen selbst im Schmähen unterrichteten; aber wie wurde ich aus meinem Himmel gerissen, als am Schlusse der Glaube plötzlich diesen jungen Mann lobte, daß er die Rechtsbücher, deren Inhalt ihm nicht in den Kopf wollte, mit Füßen getreten habe, welches denn die Scene auf irgend eine Universität brachte, und zum Helden einen Studiosum juris erhob.



Als ich dies so ganz nach der Natur dem Verfasser vorhielt, erschrack er etwas, und sagte: Darüber bekomme ich auch gewiß etwas auf den Pelz. Doch da Sie als Repräsentant der Kritik gleich neben mir stehen, und ich selbst dieser arme Held bin, so wollen wir es unter uns abmachen, und ich bitte daher um Gnade und Ueberhüpfung dieser Schwachheit. Ich versprach beides zwar, aber da das Papier grade vor mir liegt, kann diese klägliche Geschichte ganz bequem mit erzählt werden \*).

\*) Anmerkung zu der Anmerkung.

So eben lies't ein wohlunterrichteter Freund diese Anmerkung, und sagt mir zu meinem nicht geringen Schrecken, daß sie ganz darnach gemacht wäre, nicht nur meine, sondern auch des Verfassers Arbeiten gänzlich umzuwerfen, er rathe mir daher, sie wegzustreichen. Deshalb will ich aber doch diejenigen Leser, welche sich allenfalls das Umwerfen einfallen lassen könnten, gebeten haben, sich lediglich mit ihrer bösen Absicht an den Verfasser zu halten, den ich nicht allein, wie Judas, bereit bin zu verrathen, sondern zu dessen Kreuzigung ich aufmuntere.



V. 12 werden die beiden Wesen, welche die Satire über das Recht leiten, genannt. Sie sind Treue und Glauben. Der Verfasser hat im Grunde sehr wohl gethan, sie zu Schildhaltern dieser Satire zu nehmen, denn ohne sie könnte man ihm weder glauben noch trauen. Uebrigens hat er sie als Pflegerinnen des Rechts in der Idee aufgestellt, daß das Recht unter einem Volke blos im Sinne sein Leben erhalten könne, und zum Rechte werde. Bei einem rohen Volke, das den Gesetzgeber für einen Propheten und Gottbegeisterten hält, ist es freylich der Fall, daß das Gesetz durch Glauben allgemein, und durch Treue bewahrt und geübt wird. Allein nie werde ich dem Verfasser darin recht geben, daß er bei dem aufgeklärten Volke dasselbe verlangt, und aus dem Recht einen steinernen Gast, einen Oehl-götzen macht, der hinter jeder Thür sitzt. Das Recht ist nach Uns eine freie Wissenschaft, die sich immer erneuen, mit der Zeit fortgehen, nicht bilden und binden, sondern von den Gelehrten gebunden werden muß. So allein erhält das Recht Würde, Ansehen und Wohlthätigkeit.

V. 18 hat sich der Verfasser ganz und gar versprochen, indem er freylich die Wahrheit gesagt hat. Aus der Satire, sagt er selbst, flieht



jede gute und beifallswürdige Annehmlichkeit, wenn sie sich in den Himmel versteigt. Ja wohl! ja wohl! Die Götter sind schön und majestätisch, aber wenn die Satire ihre Mienen nachäffen will, so wird ein Zerrbild daraus.

V. 30 et seq. enthält eine geschichtliche Unwahrheit. Die Deutschen, wenn auch nach Tacitus ihre gleiche Bildung als wahr angenommen werden kann, hatten, so viel wir aus den Alten wissen, keinen Gesetzgeber. Aber gesetzt, sie hätten einen gehabt, welcher Unsinn, wünschen zu können, daß dessen Gesetze noch uns binden möchten! Der Verfasser will sich zwar hier heraushelfen und a priori deduciren, daß die Deutschen schon Gesetze gehabt hätten; aber dies läßt sich wenigstens auf die Art, wie es angegeben worden, nicht annehmen. Sie waren eigentlich Priester-Knechte, und diese durften den Stock gegen das Volk gebrauchen. Was ist das für eine Ordnung? —

V. 34-48. Bei Gelegenheit der Rede des Gesetzgebers behauptet der Verfasser, daß er durch Magie den Anfang des alten deutschen Gesetzes gefunden habe, welcher so lautete: „So nun der heilige Gott nicht laut an das Volk hinschreiet, und sein Licht nicht denerz



„nen leuchten läßt, die es ängstet und betrü-  
 „bet, freundlich aber ein und andern läßt  
 „Gnade angedeihen, kann es euch Mannen  
 „nicht im Herzen seyn, zu wissen was ihr  
 „nicht kennet, zu geben was ihr nicht habt.  
 „Ich aber rühme mich, von dem Lichte em-  
 „pfangen zu haben, und halte es euch für.  
 „Ihr aber könnt es nehmen und euch erleuch-  
 „ten und darnach handeln, wie ich darnach  
 „handele und es genommen habe, dem es  
 „nicht gehöret. Habet ihr es aber euch und  
 „euern Kindern gegeben, und ist es euch klar  
 „worden, so bewahre euch der heilige, gro-  
 „ße Gott für aller Weisheit. Denn alles, was  
 „von anderm Lichte in das meine gegeben  
 „wird, brennet euch und verzehret mein Licht.  
 „Sehet hier Anfang und Ende. Was ihr nicht  
 „sehet und was nicht gegeben wird, das ist  
 „eu'r Theil, was aber geschrieben steht und  
 „gegeben ist, das gehört dem Gesetz c.“ —  
 So glaubhaft es auch einigen vorkommen mag,  
 daß so ein Gesetzbuch heilsam anfangen kön-  
 ne, wenn der Dichter hier ein Ideal der Ge-  
 setzgebung folgend gedacht hat, so ist es doch  
 unglaublich, daß eine vorgegebene Inspira-  
 tion, und für diese muß doch jener Anfang  
 gehalten werden, beständig von Klugen wer-  
 de geglaubt werden. Das Beispiel liegt nah.  
 Wie



Wie wollte der Verfasser z. B. es bewirken, daß ich je seine Ansichten als wahr annähme? Mögte er noch mehr vom Himmel reden als er thut, nimmer würde er mich bewegen, ihm Glauben beizumessen. Wäre nun ein Gesetz auch wirklich das weiseste, so ist doch auch der Dummen Beifall nöthig, um es allgemein gültig zu machen. Oder soll man den Dummen ausschließen? Dies wäre ungerecht. Eben daher ist und bleibt es wahr: keiner kann für den andern mitdenken. An eine allgemeingerechte Gesetzgebung ist nicht zu denken. Das Recht muß mit jedem geboren werden, jedes Zeitalter muß sich sein Recht verschaffen können, es muß sich wie der Wind ändern können, und durch jede erneuerte Wendung besonders nach den Umständen sich umbilden. Des Verfassers Recht wird überall Anstofs geben, immer hindern und schaden. Hier, wie der Verfasser, in die Lücken und Fehler des Rechts Treu und Glauben zu substituiren, kann nur so lange helfen, als sie da sind, und ist im Grunde nur ein frommer Betrug, den der Verstand aufdeckt.

V. 70 u. 71. Bei Gelegenheit dieses Verses frug ich den Verfasser, ob er dann auch die Sprüche der Schiedsrichter, als eine Weisheit außer dem Gesetze und Rechte, für etwas polizeili-



liches halte? Er sagte: nein! Ein solcher Spruch könne blos in der analogen Sphäre bestehender Gesetzformen liegen, und sey deshalb noch nicht das Product freier Ansicht eines in der Zeit liegenden Guts oder Uebels für das Ganze. Erst wo das Gesetz für die Zeit nicht sichere und gebe, fiele des Staates Gebrauch seiner Freiheit ein, und der Gebrauch derselben zu augenblicklichen Wirkungen in der Sphäre des Rechts, der Sicherung und Einwöhnung der Menschen im Staate neben einander, sey die Polizei. — Bei der Ansicht des Verfassers kann er die Polizei freylich nicht anders bestimmen; aber was für eine Polizei wäre die, welche sich nicht in Gesetze verwandeln könnte, welche nur gebieten, und nicht befolgt werden könnte? Aber ein näheres hierüber im Folgenden.

V. 75-124 erzählt der Verfasser Asträas Unfall und Justitia's Geburt in Italien. Hier leuchtet wieder seine Ansicht des Rechts in ihrer unerbittlichen und unnatürlichen Strenge hervor. Italien, und zwar Rom, sey das Vaterland der Tochter des Satan, der frevelnden Justitia, eben deshalb, weil die Römer zum erstenmal auf den vernünftigen Einfall gekommen sind, ein verständiges Recht aus den Ansichten der Menschen im Allgemeinen abzulei-



leiten, und daher nicht egoistisch aus  
 sich, sondern lange nach der unvollständigen  
 Numaischen Gesetzgebung, aus der  
 Weisheit der Griechen und anderer Nationen,  
 sich ein ewiges Vernunftrecht geschöpft ha-  
 ben. Weil nun dieses Recht nicht nach der  
 sogenannten Stammidee geformt ist, und auf  
 uns sodann wieder übertragen, und oft auch  
 wohl gemißbraucht ist, so beschimpft es der  
 Verfasser mit jener erdichteten Geburt. Da  
 aber doch immer Asträa die Mutter desselben  
 ist, so muß er doch zugeben, daß auch noch  
 etwas Gutes daran sey. Aus diesem Rechte  
 leitet er denn Virginias Tod zum guten An-  
 fang V. 153 u. s. w. her, und greift heftig das  
 immer erneuerte und bekämpfte prätorische  
 Recht an, welches er aus den Verrinischen  
 Reden zu beleuchten bittet. Dann hängt er  
 der armen Justitia noch dazu auch den schlech-  
 ten Plunder der bei uns entstandenen Ge-  
 wohnheitsrechte auf, das Canonische Recht,  
 das Territorialrecht, die Criminal- und sogar  
 Polizei- und Monopol-Gesetze für einzelne,  
 worauf doch die römische Gesetzgebung nie  
 gekommen seyn würde, welches alles bloß  
 aus unserer Gutmüthigkeit und Nachsicht,  
 wenn es ja ein Fehler ist, seinen Ursprung  
 herleitet. Der Verfasser behauptet aber, daß  
 die



die ganze Anlage des römischen Rechts, die Betrachtung eines juris naturalis, gentium et civilis, in jene Sphäre des deutschen Rechts, aus der Gewalt in die Willkührlichkeit, geleitet habe. Deshalb mußte er denn wohl der armen Asträa eine so böse Tochter geben. Was wir davon halten, wissen die Leser bereits, doch gestehen wir gern ein, daß in Deutschland zu vielerlei gegolten habe. Aber dazu waren ja Territorialgesetze, um hier den Mißbrauch zu hindern. Mißbrauch aber kann man von allem machen, und ich möchte den Verfasser in der Noth sehen, wenn man sein Recht vor den Augen umdrehte, und der nicht vor und nicht zurück könnte. Denn so kann man fast jedes, und auch das beste Gesetz, durch die Wunderlichkeit der täglichen Ereignisse, in eine große Noth und Verlegenheit bringen. Man wird mir sagen, daß ich wie ein alter Practicus rede. Leider bin ich es durch einige Proccesse, wo ich dem Herrn Notarius in die Karten guckte, geworden; aber das hindert nicht, milde vom Recht, und hart von den Rechtsgelehrten zu denken. Das römische Recht, welches eben durch jene durchgehende philosophische Theorie eines juris naturalis, gentium et civilis jene Vielseitigkeit sich erworben hat, ist auch schon von  
würde



würdigen deutschen Rechtsgelehrten dazu im Stillen ausersehen, nach Einführung des Code Napoleon in den Platz des ehemaligen philosophischen oder Vernunftrechts einzutreten, und alle Lücken auszufüllen, welches von der Vortreflichkeit desselben einen kräftigeren Beweis giebt, als des Verfassers Verdamniß der armen Justitia.

V. 176 - 202 hält Justitia vor dem deutschen Volke die Rede, worin sie ihr neues Recht dem Volk anempfiehlt, und Glauben und Treue aus dem heiligen Reiche verbannt. Die Pointe der Rede ist: „Dem Manne ziemt das Versuchen.“ Dies enthält zugleich eine Ermunterung zu Neuem und eine Bezeichnung des ganzen Rechtssystems. Der Verfasser hält nämlich das Versuchen für die schlimmste von allen menschlichen Handlungen, aus der die ihm so verhasste Erfahrung herfließt. — Auch am Schluß der Satire recapitulirt er den Gedanken, daß Justitia ihr Heil aus Versuchen und Erfahrungen genommen habe, vor denen der Glaube nochmals den Verfasser warnt. Es kommt freylich auch im Gebete unsers Herrn vor: „Führe uns nicht in Versuchung,“ aber doch in einem ganz andern Sinne, als aus dem die geschiedenen Rechte für Edle, Bür-



Bürger und Bauern, die Bestimmung erfundener Fälle u. s. w. im Rechte ihren Ursprung haben. Dieses Versuchen ist die einzige Quelle des Lichts im Recht. In den Fällen, nicht dem Allgemeinen kann die Evidenz seyn, und was bestimmt die anders als Erfahrung. Hier hat den Verfasser das Anhängen an neueren Theorien ganz irre geführt. Er hätte ganz recht, wenn er die Rede ernsthaft gestellt hätte, da sie aber eine satanische Ironie hat, und seine Gesinnungen nicht verbirgt, mußte dies bemerkt werden.

V. 205 läßt der Verfasser die Treue vor dem Glauben aus dem Volke verschwinden, warum ist wohl ziemlich klar. Denn der Glaube ist, wenn auch an Treue selten zu denken ist, noch immer bei uns. Selbst die Schrift, gegen die der Verfasser so zu Felde zieht, hat ja Glauben nöthig, und ohne Glauben hätten wir ja selbst bei dem Wissen nichts, woran wir uns halten könnten. Dieser hätte sich gar nicht aus der Nation entfernen müssen, denn er ist uns zu nöthig und darum auch noch da. Der Verfasser meint zwar, der Glaube, den wir nöthig hätten, sey kein Glaube, sondern der, den wir absichtslos liebten. Das will aber nichts bedeuten. Der Mensch kann glauben was er will, und wovon er sich einmal,



wenn auch gewaltsam, überzeugt hat, das ist ein wahrer Glaube für ihn. So aber nicht mit diesen Anmerkungen. Ich behaupte, daß auch der Verfasser mir dafür mit der Welt Dank wissen müsse, weil sie durch mich zu einem allgemeinen Glauben überzeugen werden, und den Verfasser kann man immer mit ehren, da er wenigstens Gelegenheit zu diesen Ausflüssen der Wahrheit giebt.

Einen Hauptvorwurf gegen die Satire über das Recht enthalten die von V. 214 bis V. 376 aufgeführten sieben Rechte der Deutschen, da zum Theil einige wichtige fehlen, zum Theil nicht existirende eingeschoben worden sind. Wie kann der Verfasser das Staatsrecht umgehen, dessen Grundsätze so unumstößlich aufgestellt worden sind? Wie kann er dagegen ein geheimes Privilegienrecht nennen, ein Recht, welches Bestimmungen gegen die Rechte geltend macht, das nie existirte? Die Gründe, welche ihn hierzu bewogen haben, mußte ich ihm abfragen. Er meint, in dem poetischen Reiche der Wahrheit, vor welchem er den Engel mit dem feurigen Schwerdte mache, habe er kein Recht, Gestalten ans Licht zu rufen, denen er die eben gegebenen Gliedmaßen zu Construction anderer Gestalten wieder abnehmen müsse. Das deutsche  
Staats-



Staatsrecht, wie es auch von den Gelehrten vorgetragen seyn möge, bestehe aus den Theilen der übrigen Rechte. Es werde durch die Weisheit der Doctoren mit dem römischen, mit dem canonischen und vor allen mit dem Lehen-Recht der zerbrechliche Körper dieser deutschen Asträa zusammengeflickt. Es sey kein den Staat der Deutschen in sich ordnendes Gesetz vorhanden gewesen. Die Zeit habe eine abwechselnde und bunte Weisheit vergeblich zu einer Einheit erheben wollen. Auch die Wahlcapitulationen seyen nur eine Maasregel, deren Sanction die Schläfrigkeit der Fürsten oder der Kaiser geworden wäre. Er habe daher als ein Priester der Wahrheit den Bezug der einzelnen Rechte auf das Recht des Staats selbst, in den einzelnen Rechten dargestellt; diese Beziehung müsse ich in jedem der sieben Rechte wahrgenommen haben. Die Natur dieser sieben Rechte leitet er ab, wie folgt:

- 1) Hätten die Grundherrschaft sich das Lehen-Recht gebildet, nach welchem die Defension von einer kleinen Scholle an die andere geknüpft worden, und der Souverain zugleich Schenker und Geschenk repräsentirt habe.
- 2) Haben die Mittler zwischen Herrn und Unterthanen, die Repräsentanten der Volksfreiheit, die Rechtsgelahrten, ein Verstan-



desrecht aus dem Felde der Gelehrsamkeit, wie einen Schatz, erhoben, den die Politik als bequem nutzte, das römische Recht.

- 3) Habe die Kirche, als Lenkerin des Volkssinnes, die Gedanken einzelner hierarchisch gesinnter Köpfe als Eingebungen der kirchlichen Oberherrschaft erkannt und geltend gemacht.
- 4) Habe das Volk, besonders die Bewohner der Städte, sich eine schützende Reserve in alter Gewohnheit zum Gesetz gemacht.
- 5) Habe der hohe Adel, nicht der Souverain, gewissermaßen als Gesetzgeber, eine Kette von momentanen Erfahrungen nach politischen Ansichten um die bestehenden Rechtsbestimmungen geworfen und Territorialrechte gebildet.
- 6) Habe der Souverain seine Sorgfalt in einem Strafrechte ausgedrückt, dessen Umfang durch die Zeit und die einzelnen Landesregierungen, theils bis ins Unendliche durch das Gebiet der Polizei ausgedehnt, theils in seiner alten Form völlig verwischt worden sey.
- 7) Endlich habe sich aus allen Rechten, warum nicht gar durch den Teufel, denn der Verfasser nennt niemand, ein siebentes gebildet, welches, wenn es auch in keinem Codex vorge-



getragen worden sey, dennoch bestanden habe, nemlich das Recht gegen das Recht, die Krone aller. Dieses bestehe in sämtlichen Arrogationen, welche Stände, Corporationen, Regenten und einzelne Menschen gegen die Tendenz der sechs Rechte gerichtet und durchgeführt hätten.

Ob die Herrn Leser hierdurch den Verlust des Staatsrechts entschuldigen werden, kann ich getrost ihrem Ermessen überlassen, und werde im folgenden bei jedem einzelnen Rechte das Nöthige bemerken.

V. 218-242 bezeichnet der Verfasser das Lehnrecht. Freilich hat er hier Recht. Das Lehnrecht bestimmt die Grundlagen der Heerfolge zu ritterlichen, fürstlichen u. s. w. Streiten, und strebt aus dem Staat in den natürlichen Zustand, blos ein flüchtiges Band um die einzelnen Schollen des heiligen Reiches werfend, sie aber feindlich gegen sich ordnend. Aber wer lobt denn wohl das Lehnrecht? Wie lange ist es auch in Frieden verwandelt, wie lange sind die Pflichten in Geld umgeschaffen, welches doch besonders bei den höheren Ständen fast gar keine Last ist, nur daß durch Weiber eine Familie als unkriegerisch auch arm wird.



V. 243-271 tadelt in der Ironie der Justitia das römische Recht. Aber da man die Wahrheit nun kennt, lese man es ganz ernstlich, nur die drei letzten Zeilen, weil das römische Recht nicht an den langen Processen schuld ist, lasse man ganz weg, so hat man eine nicht unwahre, lobende Schilderung des römischen Rechts. Der Verfasser hatte nun sich einfallen lassen, unter die Verse, welche die Rechte näher bezeichnen, eine unzählige Menge Citate von Büchern und Gesetzstellen anzuführen, die ich aber natürlich samt seinen Einwendungen gestrichen habe, da sie zu nichts in einem solchen Werke dienen. Wenn auch das ganze Erbschaftswesen der Römer auf die Verhütung und Verbannung des Erbschleicher-Unfugs ängstlich und furchtsam gegründet seyn soll, wenn Böses bei jedermann im Gesetz, z. B. beim Vormundchaftswesen, vorausgesehen werden soll, und Maasregeln dagegen angenommen sind, so ist es doch noch eine grofse Frage, ob er dies wird wissenschaftlich beweisen können. Hier ist der Platz nicht dazu, will er etwas sagen, so trage er es an einem besondern Orte den Juristen vor, und hole sich da seine wohlverdiente Nase. — Was die Länge der Processe betrifft, so ist sie den Advocaten beizumessen, nicht



nicht dem römischen Recht. Denn dieses ließe sich doch samt seinen Controversen, wenn man nur eins der besten Systeme, z. B. das Thibautsche, für die officiële Auslegung erklären wollte, und überhaupt ehrlich wäre, in eine ungemein zutreffende Entscheidungsnorm verwandeln, und eine sehr verworrene Sache könnte durch Geschicklichkeit sogleich unter ihre Gesetze gestellt werden. Nur die lieben Menschen wollen oft nicht.

V. 272-294 bezeichnet der Verfasser das canonische Recht, und nennt im Gegensatz das römische Recht das heidnische, ohngeachtet doch Justinianus ein frommer Christ war. Er sagt aber, [das canonische Recht habe das römische in den heiligen Punkten, als der Ehe, und überhaupt den in den Staat eingreifenden Sacramenten als heidnisches behandelt, und seine Ordnungen zunichte gemacht. Mich wundert, daß der Verfasser hier [hat seine Zunge im Zaum halten können, und nichts von den geistlichen Erkenntnissen in Fleischesangelegenheiten, und den tiefen Einsichten der frommen Patres in Ehe - Pflichten und Sünden aufgetischt hat; aber er schont es wohl, weil es ein italienisches Product ist, und ziemlich parforce angenommen werden mußte.



V. 295-304, welche das Gewohnheitsrecht einführen, tadeln nach meiner Ansicht dieses absurdeste der Rechte nicht heftig genug. Aber der Verfasser scheint es in Schutz zu nehmen, weil es im Sinne des Volks ruht.

V. 305-329 sollen die Territorial- und Land-Rechte einführen. Wir kennen des Verfassers und Unsere Meinung bereits darüber. Dieses ist das fortgehende Recht, welches die Gültigkeit der alten Rechte näher bestimmt, und im besondern seine Verordnungen dem Gesetzbuche beständig zu Hülfe schickt, welches eine der erspriesslichsten Anordnungen ist, welche von den Römern entlehnt worden, die beständig in ihrem Rechte mit Nutzen gebaut haben, daher denn auch ein so bewunderungswürdiges Gebäude entstanden ist, welches, mit den vorzüglichsten unserer Erker, Thürme und Ziegeln verziert, das erste Schloß der Erde bleiben wird. Der Verfasser sagt zwar, es sey ein wahres Raubschloß, und kein Schlüssel einmal vorhanden, die Thüren zu öffnen und zuzuschließen, so daß man darin nie sicher sey, welches aber das beständige Rumoren und Bauen darin zuwege brächte. Grade dies aber ersetzt die Schlüssel beim Befestigen, und schreckt die Diebe ab.



V. 330 - 360 enthalten die größte Ungerechtigkeit in der ganzen Satire, und zugleich, der Verfasser mag sich vertheidigen wie er will, die größte Unrichtigkeit. Hier verwechselt er nämlich, und tadelt unter Blutrecht und Faustrecht das Criminal - und Polizeirecht, wie ich es lange vorausgesehen hatte, und nennt beide Rechte spottweise die Rechte zu beglücken. Des Verfassers Vertheidigung ist ganz eigner Art. Ganz falsch sey die Eintheilung von bürgerlichen und Criminal-Strafen, kein Verbrechen sey denkbar, durch welches der Staat allein, und die Bürger allein verletzt würden. Denn was sey der Staat anders, als die Bürger? Durch die kleinste Verletzung des Eigenthums eines Einzelnen würden auch alle verletzt, denn alle seyen ein Staat, um einen und jeden im Ganzen rechtlich unverletzbar zu machen. Denn alle garantirten durch ihre Rechtlichkeit jedem die seine. In jeder Verletzung der Obrigkeit würden alle verletzt, weil die Obrigkeit das Organ aller sey. Daher gebe es auch keine andere Strafe, als die Strafe für eine Verletzung. Alles übrige sey keine Strafe, und dürfe mit der Art und Weise derselben keine Gemeinschaft haben, z. B. Polizeistrafen, Conventionalstrafen. Das Strafrecht liege aber



allen ob, weil alle verletzt würden. Da aber  
aller Recht auf Gesetzen beruhte, so beruhte  
auch alle Strafe auf Gesetzen. Der Staat kön-  
ne die Untersuchung leiten, wo ein Frevel nicht  
ausgemacht sey, die Rache aber sey aller,  
wenn auch durch die Gewalt eine Einschrän-  
kung der Ausübung festgesetzt worden sey,  
daher keiner im Staat ein verwirktes Leben  
zu schenken, eine gesetzlich bestimmte Stra-  
fe zu mildern habe. Dahingegen habe aber  
auch keiner zu richten, wo noch nichts be-  
gangen sey; zu drohen, wo noch nichts ge-  
schehen sey. Strafen und Versicherungen ei-  
ner Person von Polizei wegen seyen undenk-  
bar. Prävention sey im Recht nichtig. Allein  
dem Auge der Polizei sey vorbehalten, unge-  
schehenem Uebel vorzubeugen, und dies ge-  
schehe nicht durch allgemeine Verordnungen,  
sondern durch Kenntniss der Einzelnen und  
weise Mittel. Alle Handlungen der Polizei  
gingen in das Besondere. Zur Allgemeinheit  
erhöhe sich der Rath in der Zeit nie. Gutes  
könne nur anempfohlen, nicht mit Gewalt  
gegeben werden; Böses zwar erkannt und auf-  
fordernd, ihm zuvorzukommen, mache den  
Staat durch die Polizei zum Helfer und Klä-  
ger, nicht zum Rächer an allen, und auf das  
Gesetz fusse jede polizeiliche Maasregel. Durch  
eine



eine große Verletzung des Gesetzes, durch einen Mord, werde das Leben, nicht der Tod verwirkt, der Tod sey unser aller Freund und Liebhaber, und könne keine Strafe seyn, das Leben trage in sich die Züchtigung eines Mordes, wenn es aus dem Staate gerissen werde, und den Zwang zu dulden habe, unter den es die Verwirkung seiner freien Existenz führe. Das Vermögen könne nicht sündigen, der Verlust eines in geübten Händen befindlichen Vermögens sey nicht dem Menschen, sondern dem Staate ein Verlust. Das Vermögen solle unsterblicher als Menschen seyn. Rechtsverletzungen aber könnten nur der Person Nachtheil bringen, nicht dem Verwandten, dem Staate u. s. w. — Nach diesen bizarren Ansichten kann man sich also des Verfassers Verwerfung unseres Criminalrechts vorstellen. Blos also, weil er nach seiner subjectiven Ansicht so Polizei vom Recht scheidet, ist bei uns Polizei und Criminalrecht einerlei geworden, und strebt, uns gewaltsam zu beglücken. Die Polizei straft also einzelne an allen, das Criminalrecht dergleichen bei uns. Allgemeine Verordnungen in polizeilicher Hinsicht werden also bei uns zu criminellem Zwange, und Criminalstrafen zur Mahnung, zum Schrecken, zur Züchtigung



gung an jedem. Es soll nicht einzelnen, es soll allen in allem geholfen werden. Die Leser werden sich schon von selbst überzeugt haben, daß die wohlthätige Polizei nicht ohne Strenge bestehen könne, daß allgemeine Ordnung auch durch allgemeine Polizei-Gesetze gegeben werden müsse, und somit brauchen wir den Verfasser nicht. Hätte der Verfasser beim Criminalrechte noch allein die Tortur getadelt, so würde es sich hören lassen; aber diese Verwechslungen und Betäubungen der Leser werden ihm keinen Seegen bringen.

V. 361 - 372 bezeichnet ein Recht, welches keins ist, das Privilegienrecht. Dies ist das Recht gegen das Recht, welches denn wohl das siebente seyn muß. Er nennt es ein geheimes, indem er behauptet, daß die Vehmgerichte, die Ordensverbindungen, die Hexenprocesse, das Privilegium de non appellando einiger Reichsfürsten, die Privilegien und Monopole, hieraus ihren Ursprung genommen hätten, und stichelt sogar auf eine privilegierte Weisheit, deren Stempel man mit dem Eintritte in einen gewissen Orden aufgedrückt erhielte, so daß durch dieses Wunder auch ein Esel zu der Ehre gelangte, über seinen Ohren ein Theil des Weltheils tragen zu dürfen, wobei er nicht nur von Schlägen frei  
wer-



werde, sondern auch das Ausschlagen frei habe. —

V. 387-434 schildern die Folgen aller sieben Rechte, den Gegensatz zu dem Rechte V. 151-171. — Diese Stelle halte ich noch für die nüchternste unter allen in der Justitia. Auch declamirt sie nicht so gegen das Lobenswürdige.

V. 434 bis zum Ende spricht wieder die Besonderheit des Verfassers im Munde der Götter aus, indem der Glaube versucht, durch Jünglinge ein Heil zu errichten. Dies soll nach dem Verfasser das Bestreben seyn, Systeme und dadurch Gerechtigkeit in alle Rechte zu schieben. Er hält es aber auch für misslungen, wie man sieht, aber nur weil die Praxis dagegen ankämpft. Dann empfängt er die göttliche Weisung, sich aus dem Microcosmus zu belehren, dem wir auch diese Satire schuldig sind. Punctum! Der Leser lese nun die Satire noch einmal, wenn er es der Mühe werth findet.

---



IV.

Dialectica.

Scheuet die Jugend ihr Männer, und  
fürchtet die kindliche Seele.

Berget bösliches Denken und Thun. Die

Thörigten streben

Auf nach euch, und fassen eur Bild, und  
meinen es besser.

Nehmet den heiligen Glauben nicht fort,  
nicht stöhret ihn frevelnd.

Denn ihr werdend Gemüth ist reg in jeg-  
licher Forschung. 5

Euch geziemet, durch heilige Kunst eur  
besseres Bildnifs

Aufsen zu wenden dem spähenden Sinn,  
und dem keimenden Leben,

Dafs es sich heiter gestalte, dem flüchtigen  
Bilde zu gleichen.

Und mißgönnet dem Trieb den hochauf-  
sprossenden Wuchs nicht,

Freuet euch wenn es gelingt, und oben  
aus luftigen Wipfeln 10

Euch der gewordene Baum verdunkelnd  
sendet die Schatten.

Eine



Eine wohnet im Himmel, sie hilft in der  
Kunst dir die Liebe.

Andere Götter rufen den Knaben hierhin  
und dorthin

Auf das Forum zum Spiel, und in das  
staubige Marsfeld,

Flüchtiger Lust zu binden die leicht ver-  
änderte Seele. 15

Aber die himmlische Liebe gestaltet die  
ewigen Bilder

Schön und fest und geschmückt, ein ed-  
leres Streben zu halten

Immer bereit, den Sinn am schöpfrischen  
Lichte zu fesseln.

Also schafft sie des Vaters Bildniss edler  
im Sohne,

Und mit süßser Gewalt die haftenden Zei-  
chen der Bürger 20

An der Jugend zusammt; ja, Göttliches  
selber vermag sie

Einzupflanzen dem rauhen Gemüth und  
zu hegen dem Menschen.

Denn ihr bleibt allein der Schönheit  
ewige Freundschaft,

Und



Und es ersinnet ihr jene die Macht des  
treibenden Reizes,  
Dafs auffinde der Knabe den Weg, das  
mahnende Merkmal 25  
Ueberall angeheftet, den Geist an sich  
selber erinnernd,  
Und das andre Leben um ihn und den  
himmlischen Ursprung,  
Dafs ihn nicht treibe die Irre, mit sich  
um sich selber zu kämpfen.  
So erhebet sie stürmenden Sinn aus den  
Fluthen des Unmuths,  
Löset das Band der Augen, und weist die  
Bilder des Lichtes, 30  
Mond und Sterne, den Quell der fried-  
lich ruhenden Eintracht,  
Und es entsteigt dem finstern Gemüth  
ein fröliches andres.  
Höret die Rede der Liebe, die einst  
dem Fürsten am Ganges  
Redet' ihr Mund im Traum, der Kinder  
Pfad zu bestimmen.  
Unter dem grauen Gebirge der Quellen  
schneeigem Ursprung, 35  
Mut-



Mutter dem Indusstrom, dem landumarmenden Ganges,  
Wohnt' in dem lustigen Thale, die Heerden sieht man am Abhang,  
Drunten die Quellen bewässern das Feld,  
und die Hütten im Fruchthain,  
Drinnen wohnte der Fürst, und eben  
hatte die Brautnacht  
Nieder gesenkt in das Haus die stillen  
Schimmer des Mondes, 40  
Als dem ruhenden Fürsten ein Traum aus  
dem Schleier der Nacht sank,  
Eine goldene Gabe der Götter den Eben-  
vermählten.

Lächelnd stand an dem Lager des Fürsten  
die himmlische Liebe  
Und begrüßte ihn mild, und sprach die  
freundlichen Worte:

Wie, o Erde, trau'st du dir selbst, dich  
selber zu bilden? 45

Wie nur kann es gefallen das steinerne  
Leben zu mehrern,  
Dass sich die Schwere stosse noch mehr  
im verengeten Raume?

N

Aber



Aber ich komme, die Liebe, dir Fürst drei  
 Bilder zu bringen,  
 Gaben der Götter, du sollst sie theilen  
 deinem Geschlechte!  
 Erde bist du, es hebt die himmlische Lie-  
 be die Erde. 50  
 Denn es wachsen empor drei lichterseh-  
 nende Pflanzen:  
 Aus der Wange wird dir ein fröhliches Rö-  
 selein keimen,  
 Keinen Flecken von dir, allein die Rö-  
 the der Wangen  
 Abzuspiegeln bemüht in lieblich duften-  
 den Blumen,  
 Und ein Platanus wird aus dem Blut' des  
 Herzens entspringen, 55  
 Tragen wird er das Zeichen auf allen Blät-  
 tern des Stammes,  
 Und für jeden ein Herz, so viel der Men-  
 schen auch seyen;  
 Aber empor aus der Krone des Hauptes  
 steigt ein Citrus,  
 Wendend das blühende Haupt hinauf in  
 die Lüfte des Himmels,  
 Gol-



Goldene Kronen erhebend die golderglüh-  
henden Früchte. 60

Sorglich pflege der drei, und was du sel-  
ber zu geben

Nicht vermagst, das laß den freundlichen  
Himmel gewähren.

Aber höre nun an, wie jeglichem Triebe  
genügt wird:

Lasse dem Röselein nur des Ursprungs  
liebliches Gleichniß,

Dafs es strebe zu blühen im lauteren  
Schmucke der Schönheit. 65

Halt es zu Haus und hüt' es allda, und  
lasse der Mutter

Sorgliche Pflege des weichen Lebens. Fer-  
ne der Stürme

Rauhe Gewalt, und jegliches Bild feind-  
seeligen Ringens.

Blühen wird es dann auf, ein Schmuck  
frommliebender Pflege,

Und ich sende dir zu den Schwarm wett-  
eifernder Freier, 70

Alle dem Bilde der Zucht entbrannt, und  
des edelen Stammes;



Aber den Besseren suche, die anderen  
weise von hinnen,  
Zeigen wird ihn dir heimlich das Blüm-  
lein, diesem gewähre,  
Anzunehmen das Zeichen von dir, und  
zu theilen das Seine,  
Und ein treflich Geschlecht von Königen  
bindet der Ursprung. 75

Aber den Platanus nähre so lang mit dem  
Blute des Herzens,  
Bis er des Stammes Bilder dir zeigt. Dann  
lasse die andern  
Schaffen, und mische die Hand nicht in  
die Rechte des Waldes.  
Setz ihn neben die anderen Bäume den  
stämmigen Waldbaum,  
Dafs er trage für jeden ein Blatt, sich glei-  
che mit jedem. 80

Gieb ihm zu Lehrern die mancherlei Win-  
de der schneeigen Höhe.  
Denn zu schwingen mufs er erlernen die  
laubigen Wipfel,  
Einzuklammern die Wurzel in wohl er-  
nährenden Boden.

Lie-



Lieben lernt er die bittere Prüfung, tro-  
tzen behaglich,

Und ermessen mit Lust die Kraft andrin-  
genden Uebels. 85

Pflege verschmähet er stolz, und wird den  
zeugenden Saamen

Ausstreun über den Berg, und füllen mit  
Walde die Ebne,

Deinem Haupte zu Schatten und kühlen-  
dem Zelte des Mittags.

Aber den Citrus, hat er den Schmuck der  
Blätter entfaltet,

Stelle mir hin in die Beete des wohlgeord-  
neten Gartens, 90

Mildere Luft zu athmen in lockerem zeu-  
genden Boden.

Gieb ihm die Sonne zum Lehrer, die golde-  
nen Strahlen des Himmels,

Stelle dich nicht in den Schein dem licht-  
bedürftigen Zögling,

Kümmre dich nicht um des Lehrers Be-  
ginnen. Denn mit dem goldnen

Bilde wird er erfüllen des Baumes laubige  
Krone, 95



Rings mit strahlendem Lichte die gold-  
erglühenden Aepfel.

Also hatte die Liebe geredet. Aber den  
Fürsten

Quälte der Traum, er konnte die nächtli-  
chen Keime der Wahrheit

Nicht aufschliessen dem Tag im grünen-  
den Schmucke des Lichtes.

Aber als ihm das kommende Jahr ein Töch-  
terlein sandte, 100

Und das nächste den Sohn, und das kom-  
mende wieder ein Söhnlein,

Schickt' er Boten zum Nil, zu gehn in das  
prächtige Theben.

Denn es wohnten allda die weisen Män-  
ner der Erde.

Und der Gesendete führte zurück an die  
Ufer des Ganges

Einen Weisen, willig dem Fürsten zu deu-  
ten das Traumbild. 105

Und es sprach zu dem Fürsten Bubastis  
als er des Traumes

Kund empfangen: O glücklich ist, wer sein  
besseres Bildniss

Durch



Durch der Himmlischen Gunst erschafft am  
dem lieblichen Kinde,  
Und so Namen als Leben erhält von der  
treulosen Erde,  
Die zu stören jegliches sucht, und jedes  
zu tilgen. 110

Eines begehren vor allen die wohlgesin-  
neten Aeltern,  
Dafs dem Stamme zu bleiben mit Eifer  
strebe der Sprössling,  
Eines wollen die Nachbarn, es soll' ein  
Kind in dem Herzen  
Tragen den Trieb, mit ihnen zu seyn, und  
zu streben in Arbeit,  
Stolz nicht komme, noch Leid der kraft-  
verlassenen Armuth; 115

Eines aber, verlangen die Götter, dafs  
sich ein Bürge  
Auch erhebe zu ihnen, den Sinn der vie-  
len zu heben,  
Und ein Pfand zu legen der täglich rin-  
genden Mühe  
In die Hand der Unsterblichen, Streit zu  
fesseln mit Anmuth.



Aber glaube den dreien reicht hin die himm-  
liche Liebe. 120

Jedem schafft sie die Bilder getrennt und  
vereinet am Kinde,

Und genüget allein den unstät treibenden  
Wünschen,

Stillend die Angst, und erfreuend die  
harmlosen Sinne der Götter.

Und die Liebe, die regeste ist sie von al-  
len im Himmel.

Denn sie giebt sich hinab in die untersten  
Leben der Erde, 125

Läfst sie ahnden das Licht, und neu mit  
dem Lichte sich bilden.

Und dem Gewordenen giebt sie der alten  
Mutter Vergessen,

Dafs ein Empfangendes auch sich selber  
lerne zu leben.

Also trinket das Schwere den Aether, Re-  
de des Lehrers

Faltet mit himmlischem Lichte die lieben-  
de Seele des Kindes 130

Aus einander, und bringt des Wollens ru-  
hige Gleichheit.

Dir,



Dir, o Fürst, entbrannte die jugendlie-  
bende Göttinn

Selber zu zeichnen den Pfad des neuer-  
wachsenden Stammes.

Denn drei Kinder sollen drei Bilder tragen  
des Lebens.

Alle will sie an dir vollkommen weisen  
die Göttinn, 135

Dafs sie strahlen der Welt, ein Schein ver-  
irretem Leben. —

So das Töchterlein soll den himmlischen  
Schönen vergleichbar,

Nimmer tragen an sich den Schein von al-  
lem und jedem.

Ruhen soll ihr ein sanftes Gemüth in lieb-  
licher Einfalt.

Warten mufs sie des Bräutigams still, und  
vom Lieben empfangen 140

Jeglichen Willen, allein die Gabe brin-  
gen der Liebe.

Nicht dem Volke erziehest die Tochter du.  
Allen gehöret

Nicht des Erwähleten herrlicher Antheil,  
selber die Götter



Wollen mit fremdem Schmucke nicht stö-  
ren die Rechte der Aeltern ;

Euch geziemet, dem Stamm die liebliche  
Tochter zu gleichen. 145

Darum sollst du fernen von ihr so Lehrer  
als Fremde,

Bannen das Volk und jeglichen Zutritt  
böser Gemeinschaft,

Still sie ziehen im Haus. Die Mutter pfe-  
ge der Schönheit,

Bilde sie weich und mild, damit sie ganz  
des Geliebten

Werde mit reinem Gemüth, und wieder-  
strahle sein Bildniß. 150

Also wird sie dich schöner dem Gatten wie-  
der vermählen,

Und ein treflich Geschlecht in deinem Bil-  
de gestalten.

Aber den Sohn, das andre Geschenk der  
gütigen Götter,

Sollst du anders erziehn. Dein Bild zu  
schaffen genügt nicht.

Denn es fordern die Bürger von ihm den  
gleichen Genossen. 155

Ze-



Zeigen wird er alsbald die mühsam stre-  
 benden Kräfte,  
 Härten die Hand, und ringen mit anderen  
 Knaben und Glückes  
 Sich berühmen, und Bogen beschau'n und  
 Waffen und Werkzeug;  
 Aber hat er dich Vater erkannt, wes Stam-  
 mes er anwuchs,  
 Thu' ihn hinaus zu Lehrern und ange-  
 strengten Genossen, 160  
 Dafs er kämpfe mit vielen, ein eigenes  
 Wissen zu gründen.  
 Also lafs ihn der Strenge der Zucht, den  
 Willen zu finden  
 Streb' er in Müh. So lernt er den zeugen-  
 den Boden umarmen,  
 Und verachten den Sturm und die stechen-  
 den Lichter des Tages.  
 Denn ihm ziemet die Liebe der allernäh-  
 renden Erde. 165  
 Hebend sich selber in Noth ergreift ihn  
 Liebe des Ringens.  
 So umfass' er das Recht, und Götterkennt-  
 nifs, gescheh'ner  
 Din



Dinge Verein, der Waffen Gebrauch, und  
die Gründe des Reichthums.

Fürchte nicht, daß ihm der Kampf das  
Bild verjage des Bürgers!

Lieben lernt er von allen das Bessere. Sel-  
ber erschafft er, 170

Was er innig umarmt, und baut aus den  
Vielen das Eine.

Keinen liebt er besonders der Lehrer, allen  
vertraut er.

Gleich ist alles, allein das schaffende  
Gute gebeut ihm.

So ein treflicher Bürger wird er aus vielen  
hervorgehn,

Angestrengt, zu mehren Gewinn, zu fol-  
gen dem Pflichtruf, 175

Und zu häufen das Glück und den Ruhm  
des kräftigen Stammes;

Hülfreich aber und mild, und schonend  
gegen den Unstern

Anderer, immer ein Schwerdt dem frieden-  
störenden Frevel.

Aber der andere Sohn wird höher heben  
das Antlitz.

Denn



Denn ihm haben die Götter die kindlichen  
Ohren beredet, 180

Und hinaufwärts wird er dir schaun zu  
den Zeichen des Himmels.

Hat er aber dich selber erkannt und die  
Mutter im Hause,

Sollst du ihn fernen von dir, und trennen  
vom Volkesgewühle,

Gehen zum Lehrer das Licht, die hellste  
Kunde der Wahrheit,

Denn er kennet sie schon. Die Götter wie-  
sen ihm alles, 185

Und zu hassen ist er bereit die Rede der  
Thoren.

Wolltest du selber ihn lehren, dem Volke  
geben die Zügel,

Wahrlich, die Götter ließen ihn frei und  
reizten den Knaben,

Dafs er risse das heilige Band und zerbrä-  
che den Glauben,

Und ein unbändiges Ross allein nachrenn-  
te dem Unmuth. 190

Giebst du ihm aber zum Lehrer die Sonne,  
werden die Strahlen

We-



Wecken das wohlbekannte Geraun der  
himmlischen Götter,  
Und mit Liebe wird er empfahn die Bil-  
der der Schönheit,  
Wohl sie vereinen mit euch und mit dem  
Wunsche des Volkes,  
Mild, von allen der Sanfteste wohl, und  
der Edelste aller. 195  
Aber sorgsam erspähe die hellen Strahlen  
der Weisheit —  
Gieb nicht den Narren zum Lehrer, erfüllt  
mit prunkender Rede,  
Reich an geschriebenen Werken und über-  
müthiger Kunde —  
Fandst du sie, kümmerge dich weiter um  
Lehrer nicht mehr und um Knaben.  
Lass sie ziehen, wohin ihm beliebt, und  
geben Gesellen, 200  
Die er erkennt für sich und den Jüngling;  
Alles gestatt' ihm.  
Also wird von dem Sohne der Götter Rede  
vernommen,  
Und regieren wird sie das Werk, und be-  
ginnen die Herrschaft.  
Traun



Traun ist Sonne schon einer, des Wagens  
Lenker erscheint er,  
Fürchtbar zugleich und mild, ein mächtiger  
König am Indus. 205

Solches wollte die Liebe dir glücklicher  
Vater verkünden. —

Und es hatte der Fürst mit Lust die Rede  
vernommen,

Gleich bereit zu folgen dem Rath des weisen  
Bubastis.

Aber auch wies sich alsbald an jedem Kinde  
die Weisheit.

Denn das Mägdlein im Haus entfaltet  
Schöne wie nimmer 210

Noch in India hatte gesehen das Auge der  
Menschen,

Und den Sinn auf die Mutter gestellt und  
den liebenden Vater

Suchte sie beiden zu gleichen in Red' und  
munterer Handlung.

Und die Mutter lehrt ihr die Kunst in den  
Saiten zu tönen,

Und des Gesanges fröhlichen Klang, so  
nahten dem Kinde 215

Träu-



Träume der Götter in Liebe der reingesin-  
neten Aeltern.

Und wohl sah man es schon, wie sie in  
vielen der Sehnsucht  
Würd' entzünden die Glut, und endlich  
künden die eigne.

Aber den Sohn gab bald der Vater unter  
die Lehrer

Mit den anderen Söhnen des Landes. In  
den Geschäften 220

Eifert' er keck, mit dem Arm oft ringend  
unter den vielen,

Und ein kräftig Gemüth erweisend allen  
und jedem,

Trotzig oft dem Befehl, doch mild verstan-  
diger Rede.

Aber der Indras wuchs auch heran, ein lo-  
ckiger Knabe,

Dunkel im kindlichen Wort, doch mild  
und heiter im Auge. 225

Als er aber begann der Jünglinge Spiele  
zu meiden,

Rief der Fürst Bubastis und sprach: Kein  
anderer Weiser

Gleicht



Gleicht den Strahlen der Sonn' als du,  
o ziehe den Indras.

Und es entgegnet' Bubastis: O Vater, vie-  
les vertrau'st du;

Aber glaube mir nur, ein Gefäß erfüllet  
mit Feuer 230

Und bestimmt, dasselbe zu fassen, endlich  
verzehrt es

Mehr und mehr die Gewalt, und minder  
hält es die Gluten.

Darum traue ich mir nicht, den Sohn zu  
weisen und lehren.

Denn ich mögte von mir alsbald die Liebe  
verscheuchen

Mit dem Eise des Alters, du schau'st die  
schneeigen Scheitel. 235

Aber wo du vertrau'st in andere Mittel der  
Weisheit,

Will ich sorgen für ihn, und frei ihm wäh-  
len den Lehrer,

Und die Genossen zugleich, und den Ort,  
und die Weise der Schule.

Und der Fürst bejaht' es. Dann zog er ei-  
nen der schönsten

O

Jüng-



Jünglinge vor, und sprach: Dies ist der  
Lehrer des Indras. 240

Staunt des Unwissenden nicht; wohl alles  
wissen die Götter,  
Und zu lehren allein versteht die himmli-  
sche Liebe.

Und er suchte noch mehrere vor, zu be-  
gleiten den Indras.

Fern dann zogen sie fort von den Men-  
schen in Thäler der Berge,  
Bau'ten ein Haus und nahmen dahin die  
Schriften der Weisen. 245

Vieles nun lehrte Bubastis, wie Himmel  
und Erde gestaltet,

Wie das göttliche Wort gekommen von  
oben zur Erde,

Und anmahne, die Nacht in That und  
Glauben zu scheuchen,

Reizend endlich zu schau'n die reinen Bil-  
der der Schönheit.

Aber den Saheb, also benamt war jener  
Erwählte, 250

Lehret' er viel im Geheimen, und hielt  
ihn thätig in Arbeit.

Und



Und es liebte den Knaben des Indras kind-  
liche Seele.

Endlich zu Saheb redet' Bubastis: Lehre  
den Indras.

Denn nun ist dir die Kraft und das reine  
Feuer der Jugend.

Wohl vermag ich zur Kunde zu leiten die  
schauende Seele; 255

Aber sie ganz zu erfüllen mit jeglichem  
Drange des Willens,

Und zu bauen in ihr der Sitten ewigen  
Felsgrund,

Ganz zu vereinen ein reines Gemüth mit  
sich selber auf ewig,

Dies, o Saheb, ermahnet ein Greis mit Wor-  
ten vergebens.

Nur ein blühendes liebliches Bild beredet  
das Gute, 260

Und ermahnet, zu wollen den eigenen  
reineren Willen.

Saheb aber begann: Ich selber suche die  
Weisheit.

Lehren kann ich noch nicht, denn ach  
mir mangelt das Beste,



Und ein Vollendeter nur vermag zu enden  
die andern.

Dir geziemet allein, den künftigen König  
zu lehren. 265

Aber Bubastis darauf: Ihr reinen fröhli-  
chen Knaben,

Ach! wer wäre vollendet, wenn ihr nicht  
wieset das Höchste.

Stehe keiner und glaub' er sich hoch,  
und dem Himmel ein Tempel.

Ewig wandle der Mann und streb' und  
ringe vergebens.

Denn ihn führt von der Jugend hinab in  
die Oede das Leben. 270

Aber nach oben, wo sich der Trost ergießt  
in die Herzen,

Sey er frei mit dem Auge. Dies eine hab'  
er befriedigt.

Und dem Indras öfne du selbst den blei-  
benden Anblick,

Eine Stütze für jeglichen Fall, das bessere  
Wollen.

Werde nicht stolz, den Knaben zu weisen  
die eigene Handlung, 275

Und



Und das Beispiel selbst zu eröffnen. Nimmer  
immer gelingt dirs.

Immer bleibt das Wort die bessere Lehre.  
Die Handlung

Tritt aus dem reinen Gemüth in mißge-  
deutete Erde.

Todt gar bleibt die That, ein bald ver-  
gessenes Ende,

Wenn nicht lebendes Wort der Wahrheit  
wecket den Leib ihr; 280

Aber auch wecken kann ihn die allgeglau-  
bete Lüge.

Nur dem Worte vermählt sich dem reinen,  
Reine des Himmels.

Nimmer zeichnet die That die bildenden  
Züge der Schönheit.

Aber wie du dem Worte die himmlische  
Lehre vermählest,

Welche mir jenen allein den besseren Wil-  
len beflügelt, 285

Wiefs ich dir schon, doch höre noch ein-  
mal, was ich erfehne.

Denn ich verstumme anjetzt, und lehre  
weiter nicht einen.



Was du bedarfst, du findest bei mir, und  
hast es gefunden,

Und dir bleibets genug, in jenem die Göt-  
ter zu wecken.

Wie auch verschieden die Seelen, sie blü-  
hen in hellerer Jugend. 290

Du empfangst von den Göttern den allge-  
liebten Reichthum;

Denn sie sehen an dir das Himmlische  
grün und erreichbar.

Klüger glaube dich nimmer als sie, doch  
mach' sie vertrauen;

Aber lerne dich wohl vor allem selber ver-  
gessen.

Denn es gellinget dir schlecht, dich selber  
künstlich in jenem 295

Und verehrt zu erneuen. Die Götter has-  
sen ein solches

Bildniss, reißen es nieder, und stürzen  
das Gute daneben.

Denn ein Eiteler darf nicht bleibende  
Liebe begründen,

Weil er sich selber nur sieht, und sich  
eindrücket, den Abgott.

Wie



Wie du hinter dem Lied den lieblichen  
Sänger belauschest, 300

Ob er wohl schweiget von sich, und doch  
ihn ahndest in Jugend

Blühend, und ewiger Kraft, ein Bild still-  
mahnender Schönheit,

Also muß sich dein Bild einschmeicheln  
neben der Rede,

Nur im mächtigen Worte die ewigen Reize  
verbergend.

Aber dem Zorn und dem Eifer glücket das  
fesselnde Wort nicht, 305

Und der bemüheten Angst; die thörigten  
fliegen der Seele

Wunderlich, ähnlich Gespenstern vorüber,  
und nächtlichen Schrecken.

Nach dem Zwange höhnet der That die  
ersehnete Freiheit,

Nennend das vorige Nacht, und übet die  
eigenen Schwingen.

Absicht beugt dir kein Herz, nichts hilft  
dir Zorn und Gewaltthat. 310

Nur der Himmel behält die schaffende  
Quelle der Liebe.



Alle menschliche Noth erreicht ein erseh-  
netes Ende.

Wolle nichts fesseln an sie und mit ihr,  
es rächen die Götter;

Aber flehe zum Licht, daß es das Wort  
dir erhelle,

Und dem Worte bereit entzünde die kind-  
liche Sehnsucht. 315

Erst gebühret dem Himmel die Ehre, still  
und befreundet

Folgest du nach, ein nie vergessener Zeu-  
ge der Wahrheit.

Ewig gründet die Liebe der Seele besseres  
Bildnifs.

Aber darum verliert sie den Pfad beständig  
zur Heimath,

Und der irdischen Mutter Erkenntniß,  
weil sie in fremden 320

Leben sich sucht und findet, und neu sich  
schaffet in andern.

Also wirst du dich selbst im höheren Wis-  
sen verlieren,

Und in dem Lehren der Dinge des Him-  
mels, theilend der Lethe

Zau-



Zaubrische Fluth, die allein das bösliche  
Wesen hinabsenkt,

Und den reineren Sinn herführt dem rei-  
neren Leben. 325

Neue Rede wird dann, und bessere Spra-  
che geboren —

Fern dem absichtlichen Klang und kleines  
zweckender Mahnung —

Welche aus jugendlich glühender Brust  
das mildere Feuer

Senkt in die wilde hinüber, und sanftere  
Ruhe bereitet.

Und sie finden den Ort — und kennen ihn  
an den bekannten 330

Bildern wieder — woher wir alle stammen  
und fielen,

Mancherlei thörigte Qual aus dunkelen  
Tiefen verscheuchend.

So das reine Gemüth vom reinen Wissen  
begeistert,

Wunderbar beut es in Scheu den Willen  
zu deinen Geboten,

Und du bleibest ihm stets ein leuchtender  
Bote des Himmels, 335



Und ein gefürchteter Stern in jeglichem  
bösen Bestreben,  
Wie im Drange der Welt ein Freund und  
immer Ersehnter,  
Dessen Rede, dem Auge der Götter ähn-  
lich, Erinn'ung  
Ruft in dem Herzen hervor, sich wandelt  
in starrenden Felsen,  
Welcher die Fluthen zerschellt des kraft-  
los stürmenden Meeres. — 340  
So ermahnte Bubastis. Es lehrete Saheb  
den Jüngling,  
Schüchtern zuerst, doch bald erhoben  
durch Liebe des Knaben.  
Indras knüpft' an die Kunde des Herzens  
innige Freundschaft,  
Und er begann sich zu fühlen und aufzu-  
blühen in Weisheit,  
Dafs er unwissend ein Baum den Saheb  
deckte mit Schatten. 345  
Aber doch kannt' er ihn höher als sich,  
und zärtliche Sehnsucht  
Trieb ihn, am Arme des Freundes die  
Schwelle des Vaters zu suchen  
Und



Und das heimische Volk. Drauf redete  
freundlich Bubastis:

Auf denn wieder zum Vater, und an die  
heimischen Heerde.

Denn zum Könige macht dich das Volk.

Wir folgen! Beginne, 350  
Uns zu lenken! Wohlan, dein ist das in-  
dische Zepter!

Frei nun macht dir den Arm des Willens  
goldene Freiheit,

Und wir werden es schaun, was Liebe ge-  
boren, und Thorheit.

Darum lassen wir jegliches Band. Du wäh-  
le nun selber.

Also zogen sie heim, und brachten dem  
Volke den Jüngling. — 355

Doch wie haben die Götter mich Armen  
wieder verleitet,

Herzuholen die Kunde vom Ganges. Wollt  
ich vom Rheine

Doch ein anders Märchen erzählen.

Himmliche Liebe

Bildete schöne Geschlechter auch dort

und trefliche Bürger,

Nähr-



Nährte der Weisheit Pflanze mit Licht,  
und erhellte die Goldfrucht. 360

Höret mir jetzt das Märchen von Hameln.

Aber der Jahre

Flohen viele schon hin, nachdem in die

Kunde die That ging.

Vor den Thoren erschien ein Mann, in

den Händen die Laute.

Ratten zu fangen versprach er, und schritt

dem erfüllten Markt zu.

Und ein Spiel begann er, kaltsinnig hör-

tens die Männer; 365

Aber die Jugend entflammte mit eingewur-

zeltem Staunen,

Und es drängten um ihn sich bald die

Schönsten der Knaben.

Dann begann er allmählig die flüchtigen

Tritte zu heben,

Und sie eilten ihm nach, die schmeicheln-

den Worte verfolgend.

Aber auf rasigem Anger am Thor eröffnet

er plötzlich 370

Eine gewaltige Grube, darin zu steigen

begann er,

Kei-



Keinen zwingend der Knaben, zu folgen  
verfehlte keiner,

Alle bewundernd den herrlichen Mann  
und die Töne des Mannes.

Also führt' er sie fort, in der Hand die glü-  
hende Fackel,

Hellend die Nacht. Sie folgten, auch nicht  
erschauend sein Antlitz, 375

Nur den Worten und Tönen allein nach-  
hängend und sehnend.

Aber im Weg eröffnet' er tiefe Kunde der  
Dinge.

Klugheit gewann ein jeder, und seltene  
Lehre sich selber.

Endlich sprach er: Sehet den Tag, und  
aus dem Gebirge

Traten sie vor in bebauetes Land, und sa-  
hen die Sonne. 380

Dieses, redet' er, ist mein Reich, die bo-  
hemische Feldmark,

Euch belehret' ich so zu Helfern meiner  
Gewalten.

Denn ich versprach es daheim, die len-  
kende Kunde zu suchen,

Weil



Weil der Erde dienet dies Volk, und flei-  
 lsige Arme

Gönnet dem Acker, und jeglich Geschlecht  
 beeifert die Gleichung. 385

Ihr nun sollet allhier das Banner tragen  
 der Weisheit,

Und euch ziehn ein Geschlecht im glei-  
 chen Streben euch selber.

So euch aber behagt, zur Heimath wieder  
 zu wandern,

Hebet den Fuß, dann acht' ich das Band,  
 womit euch der Himmel

Liebend umfieng, und fesselt' an mich,  
 nicht weiter im Herzen. 390

Denn ich sehe sodann, wie jegliches störet  
 die Thorheit.

Aber keiner bewegte den Fuß. Sie hatten  
 die Aeltern

Ganz vergessen, es kam der Heimath kei-  
 nem Erinn'ung.

Jetzo gewahrte das Volk des Königs frohe  
 Zurückkunft,

Und sie strömten herbei, der Fremdlinge  
 Schaar zu bewundern, 395

Lo-



Lobend das neue Geschlecht, und froh be-  
grüßend den König.

Aber es sprach zum Volke der mächtige  
Führer der Jugend:

Wohl nun habt ihr die Töchter erzogen  
und lockigen Knaben,

Dafs sie hüten den Leib in Zucht und die  
Sitte des Vaters,

Und ein nährendes Werk betreiben in glei-  
cher Ereifung. 400

Immer ehret der Sohn den Vater, wenn  
er ihm nachfolgt.

Wohl drum littet ihr nicht das eitele Rin-  
gen nach Besserm.

Und mir ist es gelungen, der Weisheit Pflan-  
ze zu nähren,

Euch ein schönes Geschlecht aus fernen  
Landen zu führen.

Dafs es stehe gleich euch, zu gründen wei-  
se Geschlechter, 405

Die euch fernen die Noth, und den Rath  
austheilen in Drangnifs. —

Freudig hörte das Volk des Königs sorgen-  
de Weisheit,

Und



Und erblickte die Jünglinge dann, des Königs Helfer.

Denn er ordnete sie, die treflichen Männer,  
als Lenker

Seines Gesetzes, und Hüter der Macht,  
und Führer im Kampfe, 410

Jeden zufrieden mit Stand und Gebühr  
und lohnender Arbeit.

Also wunderbar schafft der Liebe Walten  
im Menschen,

Dafs sie das Schwanken dem Willen entnimmt  
und das Flüchtige bindet,

Führend und wandelnd das Fremde fortan  
in eigenen Frieden.

Thorheit werde der Aeltern Macht abweichend  
vom Rechten, 415

Und des Sohnes kindlich Gemüth allein an  
des Himmels

Zeichen gewohnt, den Mann mit der Laut  
und den Tönen erwarte,

Ihm zu schenken das störrige Herz, zu er-  
sehen die Fremde.

---

Gewalt-



Gewaltsame Anmerkungen  
des  
Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter  
Rüppel zu O\*\*\*  
zur vierten Satire.

Wenn es der Mühe lohnte, in manchen Dingen ein Prophet zu seyn, so hätte ich lange schon dem Verfasser und dem Publico vorher sagen wollen, was derselbe über Erziehung sagen würde, ohne daß er mir eben vorher seine Ideen darüber gegeben hat. Denn da er die Erziehung gleich setzt dem Einfluß des Sonnenlichts auf die Vegetation der Erde, so konnt ich mir denken, daß daraus sein göttliches Volk den Willen hernehmen müsse, und das Bestehn seiner Zufriedenheit mit sich, indem es dadurch an die Gewalt und Form gewöhnt werde, und selbige als die seine Freiheit leitende Nothwendigkeit erkenne. Deshalb vermuthete ich auch, daß die Erziehung, als die Basis der Gewalt, und von der, als einer gegebenen, alles gegebene mit dem Seyenden dem wahren Willen aller vereinigt werde, eine solche umfassende Behandlung erhalten werde. Und was nun das wunderlichste ist, grade bei dieser Materie verläßt mich der Verfasser, und sagt auf meine Bitte, mir auch eine ausführliche Rede über mein



Fach zu halten: „Hier habe er mich nun recht im Drillhäuschen. Gott solle ihn bewahren, nur in einigem Zusammenhange darüber mit mir zu reden. Denn wenn ich hinter irgend etwas her wäre, so sey dies in den Dingen, welche Erziehung angingen, und da würde seine Rede über den Gegenstand das unglücklichste Ende erleben. Hingegen wolle er immer bei unerwarteten Gelegenheiten mit den abgerissenen Ideen der Rede aus dem Himmel fallen, und mich zu Tode ängstigen und quälen.“ Doch da bei des Verfassers Fallen vom Himmel, wie wir wissen, niemals ein Vöglein herunter fällt, sondern gewöhnlich ein ziemlich tüchtiger Stein, an dem man den Berg, woher er kam, sehr wohl ohne Chemie erkennt, so werde ich ihm durch meine Dialectik, eine ganz andere als die seinige; aus seinen Mondsteinen, zu seinem Erstaunen, die ganze Rede aufthürmen, daß er nicht nöthig haben wird aus dem Hinterhalt zu drohen. Also zum Werke:

Die Erziehung ist derjenige Theil der Gewalt oder der Nothwendigkeit, durch welchen sich dieselbe selbst an den Sinn und die Freiheit offenbart, durch welche die Formen in den Willen eingebildet werden, und deshalb schließt sie die Abtheilung, in welcher von den Gewalten die Rede ist. Keine andere Göttinn aber ist in



in dem ganzen weiten Himmel bei dem Geschäft der Erziehung anzurufen, als die himmlische Liebe. Diese allein vermag das Seyende mit dem ausen Gegebenen auszusöhnen, und treibt die Seele an, das Fremde als einen Theil von sich anzusehen, ganz es in das Innerste, den Willen, aufzunehmen, und sich als ein Ganzes, wenigstens als den Reiz zu einem Ganzen zu fühlen. Die Kunst nun, durch die himmlische Liebe die Seele wie die Sonne in Laub und Blüte zu treiben, indem das Licht in den Keim aufgenommen wird, und der Keim nur glaubt aus sich selbst geboren zu haben, ist die wahre Dialectik, und diese das Princip aller Erziehung. Nicht anders aber ist der himmlischen Liebe eine Offenbarung möglich durch Menschen an Menschen als im Worte, dem noch reinen und unvermischten Erguß des Geistes. Denn mit der Handlung des Menschen können sich die Bilder der Wahrheit und Schönheit niemals so vereinigen, daß sie in heller Erscheinung durch die Liebe, ihre Vermittlerin, die Einigung mit der menschlichen Seele erhielten. Die Handlung des Gottes allein kann hell seyn. Die Handlung des Menschen ist ohne Sprache. Sie geht blos aus dem Worte wieder lebend hervor, und auch der Lüge ist es möglich, ihr Andenken zu feyern. Das Wort daher muß den



Zöglingen die Bilder der Wahrheit und Schönheit offenbaren, und in ihm liegt die Kunst, dialectisch zu erziehen. Der Lüge und dem Hässlichen kann es nie glücken, durch die Rede ihre Gestalt in andern lebendig und wachend zu bilden, weil blos in der That oder dem Irdischen ein Kleid für sie ist, im Worte aber ihr Wesen in sich zerfällt. Wie nun die Dialectik sich erheben muß in jenes reine himmlische Licht, um sich selbst darin zu reinigen, wenn sie andern sich mittheilen will, so folgt auf jene himmlische Erscheinung der Liebe, daß sie ihre Heimath verliert, und ihr Leben in dem großen und vereinigten Leben wieder findet. Wie also die Seele in der Wissenschaft ganz ihre Besonderheit ablegen muß, wenn sie dieselbe liebt und aufnimmt, so muß diese ganz mit dem Lichte übergehen in das Leben des Lehrlings, indem sie ein neues Leben in jenem gebiert, und das ihrige muß ihr nicht zu theuer seyn es aufzugeben, wenn der Tod ein Schlüssel der Wahrheit werden kann. Von den Alten ist kein größerer Lehrer gewesen als Socrates, dessen trefflichster Schüler Platon in jenem herrlichen Kranz der Dialogen seinem Meister ein ewiges Denkmal der unvergänglichen Lehre gesetzt hat. Socrates hielt das Wort so hoch, daß er nicht wagte es dem Griffel anzuvertrauen-



trauen, damit es in der Tafel nicht von seinem Leben verlieren möchte, indem es da sich schon in dem Iridischen der That einförmig und unverständlich machte. Einsam ging er mit einzelnen oder er ergreift die Rede bei vielen, in jedem verloren durch jene himmlische Liebe, und aus jedem hinaushebend und einsenkend jenes göttliche Licht, welches ewig sich mit seinen Schülern in mannigfaltigen Bildungen vermählte und gestaltete, bald in Mythen und bald in dem hellen Gewande der Evidenz das Wort verherrlichend. Und endlich versammelte sein Tod zuletzt um ihn die Schule, und die Unsterblichkeit war der Gipfel seines Worts, zu der er, als dem Quell alles menschlichen Trostes und alles Adels unserer Natur, die Gemüther empor hob, und seinen Mund auf immer schloß. Seine Lehren hatten den Platon erzogen, und dieser erhob sie in das Leben eines Drama, und ward so eine Pflanze, welche über das Licht, das sie genährt, hinaus gewachsen schien. Ich kann (sagte der Verfasser einst bei dieser Gelegenheit) mich nicht enthalten, mich, was den Plato betrifft, gegen Herrn Schleiermacher zu wenden, dessen Scharfsinn ich gern alle Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Keinem ist wohl das freie Bilden durch den schriftlichen Dialog so unglücklich nach dem Verlust desselben aus dem



heitern Gemüthe in das kalte Leben bekommen, als grade dem Platon, welcher von allen Philosophen am meisten ist unrichtig verstanden worden, und zu vielen Mißbräuchen Anlaß gegeben hat. Denn seine Mienen konnten auf Wort und Handlung dem Leser kein unfehlbares Zeichen mehr legen, und seinem feinen attischen Salze und dem gleichen Leben seines Körpers und Gemüths hat er es zu verdanken, daß einige der Erde, andere dem Geiste allein sich angehängt haben, wenigen aber er selbst wieder erschienen ist. Herr Schleyermacher schiebt mit Gewalt eine subjective Production und unwürdige Zeitfolge in das Leben der Dialogen, und auf eine nicht zu entschuldigende Art zerreißt er es, und giebt einiges der Jugend, anderes dem Alter hin, und anstatt die Einheit aufzufinden, wird er auf die Vielheit der Materien geleitet, welche sich durch die immer weiter schreitende Entdeckungsreise zum Theil selbst wieder auflösen. Schon die Weihnachtsfeyer und die eigenen Arbeiten des Herrn Uebersetzers können Licht über den Begriff seiner Dialectik geben, (ohngeachtet er sich im Phädrus ihrer Idce genah zu haben scheint) und beweisen, wie wenig er in das Wesen derselben eingedrungen ist, ihrer, die als die Tochter des Lichts ewig durch die himmlische Liebe das Ge-

fie-



fieder der überirdischen Geister in der Seele gebiert, und zu deren Darstellung allein die Dialogen verfaßt zu seyn scheinen. Mit dem Phädrus beginnt er, der grade in den Mythen die letzte Hand an die Gestalt der Dialectik zu legen scheint, und hat seiner Kritik wegen nöthig, diese treflichen Mythen für Jugendarbeiten zu erklären, aus dem übrigen hingegen das mühselige Gebäude seiner Ansicht aufzubauen. Die Dialogen des Platon sind, ich möchte sagen ein Epos vom Socrates, ein Heiligthum, welches in der Seele seines Schülers für jenen gebildet wurde, und aus dem die Kunst der Dialectik als die einige Kunst, durch den Reiz des Worts der Seele ihr Gefieder zu geben, in aller ihrer Reinheit und in ihrer lebendigen Form geschöpft wird. — Das Epos des Dante schwingt sich aus der Nacht der Hölle in der Lehre des Virgil zum Licht des Himmels empor. Aber der Himmel selbst mit seinen Geheimnissen offenbart sich ihm erst, getrennt von dem todten Lehrer, in dem Bilde der geliebten Beatrix, an deren Augen seine Blicke, an deren Munde sein Ohr, gehangen hatten, und deren verklärtes, reines Leben ihn nun zu der höchsten Stufe der Anschauung erhob. Die reinste Anschauung aber der Offenbarung himmlischer Liebe ist in dem Wort und Leben des Heilandes. Nur



dem Sohn Gottes war es vorbehalten, dem der ohne Sünden geboren ward, auch seine That, den Leib, als einen Reiz zu Reinheit und Unschuld auf Erden zu weisen, und als die letzte Lehre das Liebesmahl zu stiften, welches in dem Wein das Wort des Himmels, in dem Brod die That des Himmels, als die reinste Lehre mit uns vereinigen sollte. Die Thaten des Heilandes reden aus dem Worte, das sie seinen Jüngern gaben, und ewig bilden sie sich nach in denen, die ihr Herz nicht verschließen gegen die Reinheit beider. Wie viele haben Freuden und Leben geopfert, um nur den neugeborenen Willen nicht aus sich verbannen zu brauchen. So fest nun muß alle Erziehung ihre Bilder durch Hülfe jener himmlischen Liebe in die Gemüther heften, daß sie zu deren Wissen und Willen werden. Für das göttliche Volk nun ersehen wir drei lebendige Bilder des Lebens. Das erste ist dasjenige, welches die Schönheit und Reinheit des Stamms darstellen muß, verschieden nach der Freiheit, in der die einzelnen in den Bund getreten sind. Dieses Bild ist das Bild der Besonderheit, der Häuslichkeit, des Stilllebens, der Keuschheit und des Bestrebens, getrennt zu seyn von den andern, bis die Liebe einen herführe, um in Vereinigung mit dem Einzigen ein neues Ganze, eine



eine neue Besonderheit zu schaffen, und dies ist das Bild des Weibes im göttlichen Volke, wo erfordert wird, daß die Aeltern durch die dialectische Kunst die schönen Besonderheiten ihres Stammes in die Tochter übersenken, indem sie jedes Fremde, Lascive und Schlechte von ihr entfernt halten. — Das zweite Bild ist das der Schönheit und Reinheit des Lebens im Ganzen, und der Gestaltung des Ganzen bei dem Einzelnen, das Bild der Gerechtigkeit, der Biederkeit, der Tapferkeit, der Arbeitsamkeit und der Ehre, der Tugenden des Bürgers. Dieses Bild kann nicht aus dem Vaterhause ausgehen, es muß durch das Leben und den Kampf selbst heraus gehoben werden, nur die Schule kann es darstellen, die Arbeit mit vielen, der Wetteifer mit andern, der Streit der Ansichten; und seine Befriedigung findet es, je mehr es das Ganze in sich aufnehmen kann, und je mehr es sich mit den bessern Gleichen ausgleicht. — Das dritte Bild ist eines, welches nur die Himmlischen denen vollenden können, die im Stande sind, es zu lieben, es ist das Bild der Freiheit und Weisheit, und die Liebe dafür kann nur mit allem Streite aussöhnen. Dieses Bild kann nur ein Weiser im andern erwecken und erziehen, und die Absonderung von den Vielen. Das reinste Bild der Lie-



be erschafft die Weisheit. Sie leidet keine fremde Belehrungen für den Zögling, und keine Störung von außen, und sie kann allein die höchste Dialectik üben, die die Schöpferinn immer sich überwachsender Bildungen werden muß. —

Wenn nicht so des Verfassers Rede ausgefallen wäre, will ich alles Meinige, selbst meine Hofcriticus-Stelle, zum Unterpfand gesetzt haben. Denn es ist sehr wohl möglich, aus vielem besondern, wenn es immer und immer, und aus verschiedenen Richtungen her sich gleich ausgesprochen wird, endlich dem andern sich in seinem Gemüth per emphyteusin völlig anzubauen, und von seinen Herrlichkeiten den für ihn selbst oft gar frappanten Gebrauch zu machen. Indem ich also, ohngeachtet meiner Nutzung, nun die Rede des Verfassers für keines als sein Eigenthum erkenne, fange ich darüber mit Fug und Recht gegen ihn den Rechtsstreit an.

Seine Ideen von der göttlichen Liebe, von der Dialectik, und von den drei Bildern, welche der Staat seinen Bürgern geben soll, scheinen mir weder aus dem Platon, noch aus irgend einem andern Philosophen oder Dichter genommen, oder wenn dies der Verfasser glaubt, so  
hat



hat er sich geirr't, und wie gewöhnlich durch das Bild, welches er sich immer, über die Worte der Schriftsteller hinaus, in seiner Phantasie schafft, sich selbst getäuscht. Die Dialectik des Plato ist nichts anders als die Kunst, einen Begriff gehörig zu zerlegen, die Chemie des Verstandes, und keinesweges eine philosophische Lehr- oder gar Liebes-Art. Das griechische Liebeswesen unter den Lehrenden und zu belehrenden jungen Menschen, war ein gar verderbliches Laster dieses warmen Himmelsstrichs, welchem auch Plato nur hat bei Gelegenheit ein Mäntelchen umhängen wollen. Socrates galt dafür, daß er von dieser Liebe gegen seine jungen Freunde keinen Gebrauch gemacht habe, und dies wird wohl als eine wunderbare und seltene Sache angeführt. Wie kann also der Verfasser in dieses verruchte Heidenthum greifen, und diesen zweideutigen Schein des Plato als einen musterhaften Bildungsweg in Schutz nehmen? Herr Schleyermacher hat, wenn irgend jemand, für Platon alles gethan, und eine kritische Ordnung der Dialogen wird allein zum Verständniß derselben helfen. Daß der Phädrus den Keim der Philosophie enthalte, gesteht Herr Schleyermacher selbst, und eben desfalls zieht er ihn der Jugendlichkeit. Auf keine Art aber macht Plato selbst die Dialectik als jene

Bil-



Bildungskraft geltend, er nennt sie vielmehr selbst eine Eintheilungs - und Zerlegungskunst der Begriffe, und in deren Definition nach Platon scheint selbst Herr Schleyermacher zu weit zu gehn. Das Poetische an diesem Dialoge nennt auch Herr Schleyermacher mit Recht ein jugendliches Ungestüm. Denn was soll solcher Schmuck vor dem Tribunal der Vernunft, obgleich der Verfasser grade darum sich berechtigt glaubt, ihn beinahe an die Spitze zu stellen, und über die kälteren und schwierigeren, von den Grundbegriffen mühsamer aufsteigenden Ideen, gleichsam als ein goldenes Dach ausbreiten zu dürfen. — Doch man sieht, daß der Verfasser immer von sich berauscht ist, wenn er etwas von andern lies't, und daß daher es nicht der Mühe lohnt, ihn in diesem Felde zu widerlegen. Was nun seine Begriffe von der Liebe angeht, daß sie die von allen Gewalten sey, welche alle eigene Härte am meisten hinübergeschmolzen habe in des andern Willen, so daß durch sie noch werde und komme die große Vereinigung der Freiheit mit der Nothwendigkeit, so läßt sich dieses an sich wohl so sehr nicht bestreiten; aber diese Kraft in die Erziehungskunst überzuspielen ist wohl nicht zu entschuldigen. Auf die Art es zu geben, daß eine liebevolle Behandlung mehr nütze als eine harte  
und



und erzwungene, wäre der Wahrheit gemäß gewesen, aber eine Kunst der Liebe erfinden zu wollen, durch die man allein in den andern hinein schaffen, und durch die man, wenn nicht selbst indirecte, einen andern wie in der Satire durch einen schönen Jüngling erziehen könne, gehört unstreitig zu den Kindereien des Verfassers. Nur so viel an den Leser, daß Platon kein Wort über eine solche Liebe geredet habe, wo er es thue, ganz andere, beiläufige Tendenzen zum Grunde lege, und auf Herrn Schleyermacher nicht der geringste Verdacht eines unrichtigen Verständnisses falle. Auch ist es ja widersinnig, daß die Liebe ein Moment werden könne, welches seine Schöpfungen durch das ganze Leben auf einen befestigten Punct bringe. Sie regt bloß an, und läßt wieder frei. Eine Liebe, die bindet und nie frei giebt, und ganz die Freiheit zur Nothwendigkeit macht, ist am Menschen unmöglich; daher auch aus jeder Schule neue Weisheit hervorgeht, und — wie unglücklich wäre auch ein solches Band! Desfalls würde auch dem Verfasser es nie glücken, wenn er dächte, ein ewig dauerndes Bild in der Seele eines durch Liebe zu gründen, es würde ihm entweder von andern gleich oder mit der Zeit verändert werden, und das Nichtige sich nur zu bald an den Tag legen. Die Bilder nun,  
die



die diese neue Dialectik erschaffen soll, bilden sich nach drei Modificationen dieser Kunst, in der negativen Anwendung, in der vermittelnden und der positiven. Durch die negative Methode sollen die Mädchen ihre Erziehung erhalten, welche das Bild ihres Stammes und der Tugenden desselben allein empfangen sollen. Dieses Bild soll durch bloße Abwehrung des Fremdartigen hervor gehoben werden, indem die Aeltern die Tochter von aller Erkenntniß der Außenwelt abschneiden und ihr nur, ohne sie darauf aufmerksam zu machen, ihre eigenen guten Seiten darlegen, die bösen aber verdecken und von allem das Anzunehmende und zu Verwerfende nur ahnden lassen, welches den reinsten Sinn zuwege bringen soll. Dadurch soll die Reinheit des Stamms in der Tochter gegründet werden; zugleich aber sie jene Milde, Schuldlosigkeit und Sinnigkeit erhalten, welche der Jungfrau zukommen, um eine glückliche und gute Gattin zu werden. — Dieser Begriff scheint uns wieder zu eng. Sollte denn alle gelehrte Bildung einer Frau wegfallen? Eine Frau, die bloß ihrem Hause und Manne angehört, ist zwar nützlich; aber nicht liebenswürdig, und beglückend für andere, und so viele ja aller Schmuck des gesellschaftlichen Lebens weg. Ueberdem ist diese negative Methode gewiß ih-

ren



ren Weg verfehlend. Das weibliche Geschlecht, welches so heftig ist, muß mit den gefährlichen Dingen vorzüglich durch abschreckende Schilderungen, z. B. des Lasters, bekannt gemacht, und davor gewarnt werden. Bloße Andeutungen reichen da nicht hin. Es müssen positive Mittel gebraucht werden. Mag der Verfasser noch so viel glauben, daß der Sinn dadurch verloren gehe, so geht doch der Verstand nicht verloren, welches immer das beste, auch bei einem Frauenzimmer ist. Ueberhaupt gehört allem, was Mensch heißt, eine gleiche Bildung, und die Erziehung muß annehmen: was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Glaubt der Verfasser etwa, daß die Frauen den Männern an Seelenkräften nachstünden? Sehr unrecht hat er, und weiß es ja selbst und muß es verneinen. Die Erziehung muß, was ihr unter die Hände kommt, mit den andern in Wissen ausgleichen. Nur Unerzogene und Erzogene können einen Unterschied zeigen. In jedem liegt alles. Was habe nicht ich alles aus rohem Holze gearbeitet! Ja, wer einen Homer von seinem Johann verlangt, in einiger Zeit muß er, wenn der Lehrer es versteht, solchen nach Verlangen bereiten!! Wie wollte der Verfasser es sonst nur erklären, daß ich Laye in seiner Philosophie und Poetik, ihm seine ganze Rede von der Er-



Erziehung, die er noch nicht einmal gehalten, bis auf ein Haar vorgeschaffen habe? Dies ist allein in der Bildungsfähigkeit des Menschen zu finden. So habe ich nicht nur den ganzen Verfasser mit Haut und Haaren nach Gefallen, und eben so alle Dichter und Philosophen in mir; sondern vermag noch oft, sie selbst durch das, was von mir dazu kommt, zu übertreffen. — Doch so viel wäre ja nicht einmal nöthig zu dem Beweise, daß alles aus jedem gebildet werden könne. Es ist Pflicht, Männern keine Ueberlegenheit über die Weiber einzubilden, da diese bei keinem Menschen sich findet über den andern, aufser wenn er nicht erzogen ist, oder seine Erziehung mit Fleiß unwirksam gemacht hat. — Was nun die zweite Art der Dialectik betrifft, welche den Bürger bilden soll, so äußert sie sich nach dem Verfasser auf eine vermittelnde Weise, indem durch das Zusammenwirken mehrerer Lehrer und durch den Kampf um das Mehrwissen in der Schule, von allen Seiten an dem wahren Bilde des Bürgers gearbeitet wird, bis er auf ein festes practisches Wesen sein Leben gründen kann, und sich aus demselben die Bilder gewinnt, welche er als die heitersten verehrt, und die gleichsam, wie zu einem Siege gekommen, auch die Siegeszeichen seines Lebens werden. Hier waltet die Strenge  
des



des Gesetzes, er lernt Recht und Geschichte. Freylich darf diese Bildungsform nicht dahin ausarten, daß Erfahrungen wieder einen Contrast gegen das Seyende bilden. Auch diese Schule will ihre Kunst. Alle diese Bilder, welche sich die freie Seele der Schüler bildet, müssen in des Staates Sinn gebildet seyn. Es müssen aus dieser Schule Bürger hervorgehen, welche das Recht für das halten und erkennen, was es ist, welche durch Geschichte und Kenntniß ihrer Verfassung die Liebe gewinnen, welche auch das Leben hinopfert, wenn das Ganze dadurch erhalten werden kann, welche ihren Stand sowohl als wesentlich und ehrenvoll ansehen, als den irgend eines, welche gleich beseelt sind in dem Glauben der Väter, und nur darin einen Streit mit einander führen, wer durch Fleiß und Verstand und Häuslichkeit den größten Wohlstand, die gesegneteste Familie, und die offenste Gastfreundschaft aufweisen könne, oder im Kampfe am bereitesten sey, jeder Gefahr die Spitze zu bieten, jedem Feind furchtlos zu begegnen. Kurz wie alles Bestreben der Dialectik dahin geht, mit der Nothwendigkeit die Freiheit auszusöhnen und zu vereinen durch jene himmlische, schöpferische Liebe, so muß sie auch hier dem Bürger seine Sphäre der That nach enthüllen und einbilden. So gut dies nun lau-

Q

tet,



zet, so unmöglich würde es doch wohl auszuführen seyn. Wie sollten die Kinder der Landleute eine solche Schule mitmachen können, und wie wollte man den höhern Bürgerstand, wie z. B. die Kaufmannschaft, welche sich nicht mit Gelehrsamkeit und Staatsverwaltung beschäftigt, zwingen, ihre Kinder mit denen der Bauern erziehen zu lassen, und was würde da herauskommen? Und warum sollen alle nicht auf gleiche Weise erzogen werden, wenn einmal lauter Bürger gebildet werden sollen? — Hier thut aber der Verfasser, als wenn er jemand todtschlagen hätte, und wie wenn von einem großen Geheimniß die Rede wäre, womit er aber bloß meinen Einsichten als Erzieher entgegen will. Es ist nichts als eine wunderliche Ableitung aus der Platonischen Republik, und eine Art Kinderraub an den Aeltern, um den Staat zu bereichern und zu verbessern. Doch wir kommen noch mehr auf dieses Kapitel, und der Verfasser möchte uns schwerlich entgehn. — Die letzte Art der Dialectik ist die positive, welche alle vorige Arten zusammenfaßt, und das Bild der wahren Gelehrsamkeit, Weisheit und Staatskunst an den Bürgern erschafft oder weckt. Dies geschieht, wie man sieht, den Göttern zu Ehren und dem Staat zum Heil. Die Weisheit soll nun eine eingezogene, besondere



dere Erziehung wünschen. Man erkennt daraus den aristokratischen Sinn des Verfassers. Sein Grundsatz ist, es solle jeder bei seinem Leiste bleiben, und wie der Bürger nur Bürger, so der Adel nur die der lenkenden Kunst und Weisheit Angehörigen bilden. Und weil ein Prophet nie in seinem Vaterland gelte, müßten diese Propheten abgesondert von den Bürgern erzogen werden, und einen durchaus andern Gang nehmen. Aus dieser höchsten Schule müßten von den Philosophen Gelehrte, Dichter, Regenten, Heerführer, Staatsmänner, dem Staate gebildet werden, und was von dem Adel nicht dazu zu gebrauchen sey, müsse theils die niedrigern Militär - und Staatschargen besetzen, theils wieder unter das Volk zurückgehen. So könne das göttliche Volk allein zu seiner Freiheit gelangen. Diese Dialectik zieht also die entferntesten Gränzen des Menschen, und bildet ihn zur höchsten Freiheit. Doch wir werden genug Gelegenheit haben, auf sie zurückzukommen in der Verfolgung der einzelnen Fingerzeige des Verfassers in der Satire. Denn dieser widmet er den Hauptinhalt derselben bei der Erziehung des Indras. — Wie mich nun nie eine gewisse Herzlichkeit und Milde verlassen hat, so machte ich mich nach Vollendung dieser Anmerkungen noch einmal an den Verfasser,



und frug ihn, ob er noch etwas zu erinnern habe? Er antwortete: „Allerdings! Er sey mir noch die Geschichte des Bubastis und der deutschen Schulmeister schuldig, welche sehr erbaulich sey und durchaus in diese Anmerkungen gehöre.“ Als nämlich bekannt geworden, daß der Fürst am Ganges durch Bubastis seinem Sohne einen Erzieher wolle wählen lassen, haben sich zwölf deutsche Lehrer gemeldet, Bubastis habe alle zwölf einige Tage beobachtet, und sie dann vor sich beschieden, um ihnen ihr Urtheil zu sagen. Vor allen habe sich einer vorgedrängt, dem auch die übrigen den Rang ängstlich gelassen hätten, und habe dem Bubastis ein Bild vorgewiesen, mit den Worten: Dieser ist mein Vertrauter und Freund, der erste Dichter am Rhein. Ihr werdet den Meister kennen. Bubastis habe Göthens Bild betrachtet und gesprochen: „Diesem sieht man an, daß in seine Locken ein goldener Kranz gehöre, in deinem Kopfe aber höre ich schon jenes Klingen, welches weder zu Tisch noch in die Kirche läutet, und welches nur gleichen will jenem Räum- oder Abend-Glöcklein, das in den Traum lullt; wir aber müssen wachen.“ Darauf habe er sich an den zweiten gewandt und gesprochen: „Deine fünf Sinne sind wie fünf Berge, auf jedem steht ein Lusthäuschen, und oft ist in allen  
fünf



fünf zugleich Assemblée; wir aber sind aus den stillen Thälern.“ Dann habe er zu dem dritten gesagt: „Du denkst an Gott so wenig, daß es dir spanisch vorkommt, wenn er dir einmal einfällt, und wir kommen von ihm, und wollen zu ihm.“ Dann sey ihm der vierte vorgekommen, zu dem er gesprochen habe: „Wenn du dir wieder einmal einen Grundsatz machen willst, und er wie ein Stock in deiner Hand ist, so bedenke, daß du den Weg durch den Wald nicht weist, der Stock aber ein todter Bote ist, der dich nun durch Nacht und Wildniss führen soll; wir aber nehmen einen Boten von den Lebendigen.“ „An deiner Stelle,“ habe er dann schnell zu dem fünften geredet, „würde ich immer von da abgewandt laufen, woher der Wind käme, damit er mir nicht in das Gesicht blies. Wie kannst du gegen den Ost nach Indien kommen, um immer weiter mit Indras zu ziehen?“ Und den sechsten habe er angeredet: „Deine Seele steht mehr Schildwacht, als daß sie sich in Feuer und Kampf befände, und am liebsten ist ihr der Platz vor einer vornehmen Thür; wir aber sind gesonnen, in den Gebirgen auf und ab zu ziehen.“ Dann sey er dem siebenten begegnet: „Alles Ende hast du lieber als allen Anfang, und jeder Gedanke reißt dich wie ein Holz im Wasser an den Strand. Was wolltest



du auf dem Meere, wo kein Anfang und kein Ende ist?“ Zu dem achten habe er lächelnd gesagt: „Du gefielest mir, aber nicht dem Indras. Denn an deiner Seele ist ein kurzer Fuß, und du hinkst unsichtbar. Könntest du ein Paar Flügel bekommen, so nimm sie; dann wird vielleicht keiner etwas merken.“ Zu dem neunten habe er etwas streng geredet: „Von dir dürfte man sagen, zwei und zwei sind doch eins.“ Dann habe er sich an den zehnten gewendet: „Glaube mir, du mußt noch vieles finden, ehe du dich selbst findest, und dann ist noch die große Frage, ob du das Glück haben würdest, dir zu gefallen.“ Darauf habe er den elften angeredet: „Spielen, wo verspielt werden kann, ist nicht für uns; wir spielen nur, wo wir gewinnen müssen.“ Endlich habe der zwölfte den Spruch erhalten: „Welche Mühe wendest du doch an, um aus einen Wahrsager ein Wahnsager zu werden! Du steigst den Bloxberg hinan, um nach Kloster Haine zu kommen!“ So seyen denn alle zwölf Schulmeister nach Hause getrollt, und hätten sich bald darauf in allen öffentlichen Blättern über die Grobheit des Bubastis beklagt. Gern habe er die Geschichte mit in die Satire aufgenommen; aber da würde sie kein Mensch geglaubt haben, wegen der Verwirrungen, die in Umständen und  
Zeit



Zeit darin herrschten. Schon glaubte ich, der Verfasser, der schon so mancherlei Charlatanerien getrieben, und seine Weisheit auf die wunderlichste Art an Mann gebracht hat, sey nun völlig übergeschnappt, als er mich plötzlich frug, was denn nun Bubastis zu mir gesagt habe? Oder ob ich gar unter den zwölfen sey abgefertigt worden? Ich antwortete ihm aber sogleich: ich habe dem Weisen seine, des Verfassers, Rede über Erziehung vorgelesen, worauf er geantwortet habe: Schade, daß Sie wieder zu Pestalozzi wollen, in Ihre Locken gehörte der goldene Lorbeer; jener aber, den Sie mir vorgetragen, hat jenes Klingen, welches weder zu Tisch noch in die Kirche läutet, welches zum Feuer ruft und Alarm macht, wo an kein Feuer gedacht wird, und wo man ärgerlich nach Hause zurück geht.“ — Versteht sich von selbst, daß keiner den goldenen Lorbeer als eine Arroganz von mir aufzunehmen hat, man wird den Scherz und die Pointe bloß darin zu bemerken haben, und den Verfasser brachte sie auch zum Schweigen.

### Besondre Noten.

Bei dieser Satire (ich muß sie wohl so nennen, weil es einmal so beliebt worden) zeigt sich nun recht die gezwungene Ansicht des Ver-



fassers von der Einheit der Poesie, daß nämlich die Satire dadurch, daß sie vornehmlich das göttliche Recht übt, mit den Poesieen, welche allein die Schönheit oder Wahrheit verehren, gleichen Rang haben solle. In dieser Satire kommt nun wirklich keine satirische Zeile vor, und sie spinnt so lang an zwei Geschichten, welche die wahre Methode der Erziehung schildern sollen, daß für den Tadel der bestehenden Erziehungsformen gar kein Platz übrig bleibt, welcher denn durch eine ganz eigene tadelnde Satire nachher ausgefüllt wird, die den Namen der Zucht führt. Viel besser könnte ja der Verfasser seine Gedichte Lehrgedichte nennen. Denn er kramt darin ja nur unter dem Namen des göttlichen Rechts seine Lehren aus, und richtet darnach das Bestehende. An dieser Satire wird man es am füglichsten einsehen. — Was übrigens die Form derselben angeht, so scheint sie ganz vom Verfasser gesprochen zu werden, der die durch eine nächtliche Erscheinung der Liebe veranlaßte Erziehung der Kinder eines indischen Fürsten behandelt, und dann die Fabel des Rattenfängers von Hameln auf eine neue Weise ausschmückt, und zu seiner Absicht gebraucht. Wahrscheinlich hat er zum Schauplatz des ersten Gemähl-

des



des Indien gewählt, um den Romantikern zu schmeicheln; den Bubastis aber aus Aegypten kommen lassen, um doch seinen Eigensinn zu befriedigen, der aus diesem Lande den Beginn der göttlichen Kunde herleitet. Der Rattenfänger von Hameln fällt wie aus dem Himmel, und ist noch gewaltsamer als diese Anmerkungen zu dem Eingreifen in die Ideen von der Dialectik benutzt.

V. 1-32 giebt der Verfasser die fixe Idee der Erziehung an, die einmal so und nicht anders seyn soll. Dafs nämlich die jungen Gemüther weit besser an sich als die erfahrenen und alten seyen, dafs sie also nothwendig versinken müßten, wenn sie dem unverhüllten Vorbild der Erwachsenen folgten. Allein die himmlische Liebe verschönere die reine Lehre des Erziehers und bilde das Gemüth nach oben, und nicht nach der irdischen Gestalt, welche nur immer ein schwereres und niedrigeres Leben nach sich hinunterwärts bilden könne. Der Liebe diene aber die Schönheit mit allen ihren himmlischen Herrlichkeiten, und diese Gestalten beflügelten denn die jugendliche Seele so, dafs sie ihre Flügel nicht mehr verlieren werde. Alle Bilder nämlich der Tugend, Wahrheit u. s. w. sollen durch die Liebe gebildet, unvergänglich seyn. Nun



wäre es vor allem nöthig, diese wunderbare Liebe kennen zu lernen. Ich muß aber gestehen, daß ich so wenig ihre Bekanntschaft gemacht habe als die der unsichtbaren Jungfrau, deren Wesen auch nur in Worten und Hauchen besteht, und daher schwerlich Pestalozzi darum verlassen werde. Es ist am Ende wohl nichts weiter als der längst beliebte Satz: eine liebevolle Behandlung ist besser als Stock und Ruthe, die Mädchen müssen durch diese gute Behandlung das Vaterhaus lieb gewinnen, und blos häuslich erzogen, die Bürgerknaben müssen dadurch für ihre Geschäfte gewonnen und zu nützlichen Gliedern des Staats gemacht werden, und können diese gemeinsame Bildung am besten unter vielen Mitschülern in einer großen Schule erhalten, und der Adel oder alle die, welche studiren wollen, (welche des Verfassers Adel bilden) müssen in eine Selecta gesondert und da durch Milde und Liebe für die Wissenschaft gewonnen werden. So haben wir denn alte Geschichten mit neuen Worten angepriesen. Darum brauchen wir weder den Platon nachzusehen, noch den Verfasser weiter zu befragen. Es kommt grade auf das heraus, was längst hie und da besteht, Hausbildung, Pädagogium, Selecta u. s. w.



V. 50 giebt die Liebe zu erkennen, daß sie die Kraft sey, welche die Erde in neue Gestalten durch das Licht und die Wärme erhebe, also die Vegetation aussondere, und die verbessernde Kraft sey, welche alles hinaufführe zu der höhern den Wesen gegönnten Freiheit, die sich wieder vereinige mit dem strengen Willen des Himmels oder der Nothwendigkeit.

V. 52-60 geben die Bilder, welche die Liebe für die Kinder des Fürsten wählt, eine Rose für die Tochter, und einen Platanus für den bürgerlichen, einen Citrus für den gelehrten Sohn. Die Rose entspringt auf der Wange als ein Zeichen der frischen jugendlichen Schönheit, Reinheit und Gesundheit, der Platanus erscheint aus dem Herzen seinen Ursprung herleitend, als aus der Stärke, der Tugend, der Männlichkeit, und diese in den Verein des Staats erhebend, der Citrus aus dem Haupte keimend, das Zeichen führend der Herrschaft der Weisheit und der Heiterkeit.

V. 64-96 giebt die Liebe dem Fürsten ihre besondern verblühten Lehren wegen der Erziehung dieser Kinder, wie er nämlich die Tochter als den Schmuck seines Stammes selber, den einen Sohn als das Muster der Bürger, und den andern als die Zierde des Staats durch  
an-



andere erziehen müsse. Doch hat die Göttin ihre Lehren so deutlich gemacht, daß wir kaum begreifen, wie der Fürst den Bubastis zur Deutung des Traumes noch kann rufen lassen. Es folgt daraus nothwendig, daß es ihm etwa an Verstand gefehlt habe. Wie kann also dieser Fürst als Beispiel für andere Väter dienen, die selbst Gelehrte und Schriftsteller sind? Warum sollte ein Vater seinen Sohn nicht besser als ein anderer erziehen können? Ist ein Sohn nicht sicherer in Vatershänden, als unter ausgelassener Jugend, beschäftigten Lehrern, oder einem Hofmeister, dessen Innerstes man doch nie kennt? Auf keine Weise gilt dies Beispiel auf alle Fälle, wenn auch jene entdeckte Eigenschaft nicht wäre. Der Verfasser, der an nichts als Bilder denkt, sagt nun zwar, ein Vater, wenn er kein guter sey, könne an dem Sohne nur sich abbilden, er könne jene freie Dialectik, die das Bild des Bürgers und des Menschen hervorhebe, ohnmöglich handhaben, da es theils zu viel Ruhe und Kälte (ein guter Vater müsse aber ängstlich um den Sohn seyn) erfordere, theils die größte Aufmerksamkeit und Hingebung, die sich für die beschäftigten Aeltern nicht passe, die ohnedem immer in gewisser Ferne bleiben müßten. Ja bei einer guten Erzie-  
hung



hung der Söhne müßten die Väter sich umgar nichts bekümmern, und den Meistern, bei ihrem ohnehin sehr delicaten und schweren Handwerk, ja nicht in die Saiten greifen wollen. Diese Gründe haben aber nur in sofern Schein, als sie mit jenen Ideen der Dialectik zusammen hängen, deren Wesen so unausführbar als wirklich unwahr ist. Wenn ein Vater etwas weiß, warum soll er den Sohn nicht belehren, warum den Lehrern nicht nachhelfen können? Eine solche Kunst, wo jedes Wort gewogen wird, übt keine Menschen-Seele aus, daher würde ein ängstlicher Lehrer sowohl als ein besorgter Vater seine Zöglinge verderben. Bloss kommt es auf das Gedächtniß und gute moralische Belehrungen an. Der Lehrer mag seyn wer er will, wenn er etwas in der Seele des Zöglings davon gehörig anheften kann, so ist er ein guter Lehrer, und mehr bedarf die Erziehung im Allgemeinen nicht. Die sich selbst bildende Seele des Zöglings macht sich doch immer frei und geht ihren eigenen guten Weg, der oft sehr von dem verschieden ist, was die Lehrer beabsichtigten. Der Verfasser hält dies nun freylich für keine Erziehung, indem alles da in die Seele bleibend durch die Liebe eingeboren werden muß. Eine liebevolle Behandlung wird



wird freylich, wie gesagt, hier das meiste bleibend gut bilden, aber wer steht vor Verführungen. Lehren sichern dafür nicht, dafür kann nur die gute und feste Natur der Subjecte bürgen, für die der Lehrer nicht zu sorgen hat. Denn diese ist ein Geschenk der Gottheit. Für das Wissen aber hat der Lehrer allerdings alles zu sorgen. Dieses ist sein sicheres Feld. Jeden muß er zur höchsten Wissenschaft erheben können, wie gesagt, jeden zum Homer machen können.

V. 107 fängt Bubastis die Auslegung des Traumes damit an, daß er das Glück der Väter preist, welchen es vergönnt sey, in ihren Kindern fortzuleben. Wir aber sehen nicht wohl ein, wie der Verfasser dieses den Weisen kann sagen lassen, da gleich hernach sowohl der Staat als die Götter einen Antheil am Knaben verlangen, für den Vater also bloß die Tochter bleibt, um das Bild des Hauses an ihr zu erhalten? Soll nun ein Kind neben alle den Bildern, doch auch das des Vaters beibehalten, oder eines nur ausschließlich an sich tragen? Wahrscheinlich ist aber, was auch aus dem Sohne besseres immer als der Vater herauskomme, immer des Vaters besseres Bildnifs, und so ist allen geholfen.



V. 120 - 136 schildern das Wesen jener schon oft berührten himmlischen Liebe, welche allein allen Wünschen genügen kann, und die Seele mit der Welt und ihrer Lage zufrieden macht. Wenn sie dieses kann, und noch dazu ein Lehrer fähig wäre, sie in das Wesen irgend jemandes zu verweben, so wäre dies allerdings wünschenswerth; wir sehen aber das wie nicht ein. Selbst Christus hat ja nicht in allen Seelen seiner Hörer jene Liebe angeknüpft, und es streitet gegen diese Gewalt noch immer die Erde, und wird es thun, weshalb die Lehre von der Gnade nicht so ganz unrichtig ist, von der der Verfasser aber nichts zu wissen scheint, indem er außer dem Wissen eine völlige Befriedigung aller Seelen, in den drei Ordnungen, durch jene Dialectik annimmt.

V. 146 verbietet dem Vater sogar, Freunde seiner Tochter nahe kommen zu lassen, welches ärger als das Kloster ist, und alle Lehrer will diese Methode entfernen. Es wird, glaube ich, nöthig seyn, dafs ein solches Mädchen sehr kalt und leidenschaftslos sey, um eine solche Lage nicht unerträglich zu finden. Wie würde eine heftige da sich von den Ihrigen fort sehnen, sie zu betrügen suchen und grade das Gegentheil von dem in sich aufnehmen;



nehmen, was sie sollte; aber an eine Verschiedenheit der Naturen scheint der Verfasser nicht gedacht zu haben. Doch soll die Liebe Zugang zu ihr haben. Aber wie? wenn Freunde von ihr entfernt seyn sollen? Daher muß wohl das Alleinseyn mit solchen Herrn verstanden seyn. Das ist ja aber nichts neues in häuslichen Ordnungen. Oder soll sie einen unsichtbaren Liebhaber haben à la Bora in Werners Luther? und gar einen solchen mit dem Schmeerbauch? Ich gestehe, daß ich hier nicht durchfinde. Vorher hat uns die Göttinn der Liebe auch schon gesagt, daß der Vater der Tochter freie Wahl des Geliebten gestatten solle; daher muß sie ihn ja doch gesehen haben und kennen! Wir müssen uns deshalb, wie oft, durch den Mittelweg helfen, daß der Vater aus dem Hause einige entfernt halten, anderen aber Zutritt verstatten solle, und daß aus denen, welchen der Zutritt gestattet worden, der Liebhaber sich finden müsse. Dann entsteht wieder eine neue Schwierigkeit daraus, daß die Tochter das Bild des Stammes an sich tragen soll, und doch ganz des Geliebten werden muß. Was wird denn da aus dem Bilde des Stammes, indem es ja auf einen andern Stamm übergeht? Wenn nun z. B. der Stamm, aus dem die  
Toch-



Tochter ist, in einer stolzen Eingezogenheit zu leben gewohnt war, und sich vom Volke, wo es nur gieng, absonderte; der Stamm des Bräutigams aber ein sehr reicher und freier ist, der überall öffentlich Antheil nahm und nach Würden strebte, was soll nun die Tochter thun? Natürlich sich in den Gemahl finden und mitmachen. Wo bleibt dann aber der Character ihres Stamms? Und in solchen Eigenschaften müssen doch auch des Verfassers Bilder der Stämme bestehen, da er so sehr darauf beharret, daß jeder Stamm seine Weise fortsetzen soll, und jeder in der ihm bestimmten Sphäre auch die Seinigen zu erhalten suchen soll. Denn er lobt sogar die Familienstatute, daß sie eine herrliche Seite des ursprünglich deutschen Gesetzes seyen, gegen welche die fremden Rechte doch hätten Respect behalten müssen. Offenbar wäre ja der ärgste Pantoffel da, wenn nun der Gemahl die Weise des Stamms annähme, aus dem die Gattinn wäre. Wieder den Mittelweg einzuschlagen, daß sich beide entgegen kommen müßten, würde dem Verfasser auch nicht recht seyn. Aber vielleicht giebt der letzte Vers über die Erziehung der Tochter, „sie wird ein mächtig Geschlecht deinem Bilde gestalten,“ Licht darüber, indem er eine der



Lieblings - Ideen des Verfassers reflectirt. Er behauptet nämlich, daß bei einer glücklichen Ehe immer der weibliche Theil den meisten Einfluß auf die erste Bildung der Kinder habe, daher dieser eigentlich die Bilder der Stämme, die schönen Besonderheiten derselben, fortsetzen müsse. Deshalb erscheint des guten Vaters Ebenbild, wenn es auch an der Tochter ganz überschmolz in den Willen des Gemahls, wieder in den Kindern beider. Und dadurch können wir uns auch hier helfen. Dies kann denn die Damen wieder entschädigen für den Anstoß puncto der Gelehrsamkeit.

V. 153 u. s. w. berührt Bubastis nun zuerst jene Dialectik, durch welche die Schule das Bild des Bürgers an der Jugend vermitteln soll. Den Aeltern, die nur abzuwehren haben, ist wohl der leichteste Theil gegeben; nun kommen aber die Lehrer, welche schon ein schwerer Geschäft haben. In dieser Schule wird nämlich gelehrt, nach den deutlichen Worten des Verfassers: Rechtswissenschaft, Religionslehre, Geschichte, Kriegskunde (der Waffen - Gebrauch) und Oekonomie (die Gründe des Reichthums sollen doch wohl so gedeutet werden müssen), und daran nimmt der junge Bürger und Bauer Antheil, bis er  
fä.



fähig ist, selbst eine bürgerliche Laufbahn zu eröffnen. Aus der Lehre dieser Wissenschaften, welche viele Lehrer vorzutragen haben, sollen nun vermittelt werden die Tugenden der Bürger, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Ehrliche, Klugheit, Tapferkeit und Sparsamkeit, und diese Tugenden sollen ihm das Bild des Bürgers gestalten. Es soll ihm aber dieses Bild nicht positiv vorgehalten werden. Er soll es sich selbst aus dem Verein dieser auseinander gelegten Wissenschaften erobern, und in sofern es liebend in sich aufnehmen.

Im V. 172 steht sogar, daß er keinen seiner Lehrer besonders liebe, alle aber zu schätzen wisse, und von allen das Seinige erobere und behalte; eben so verhalte er sich streitend gegen seine Genossen, und ihm gebühre die Liebe der allernährenden Erde, was wohl heißen soll, er habe sich blos an das Practische zu halten, und hierin sey sein Bestreben, es den andern zuvorzuthun. Also wie die Umstände des Ganzen stehen, und wie das Ganze in schlimmen und gewöhnlichen Lagen geleitet werde, geht denen, die zu ihrem eigenen Flor geboren werden, oder dem eigentlichen Volke, nichts an. Diese Kunde und ihre Anwendung beschäftigt die Regierung, deren Glieder auf anderm Wege dazu gelangen. Doch



hierüber nachher. Welche sonderbare Art der Dialectik aber, wo durch keinen Einzelnen das verlangte Bild gegeben wird, wo das Ganze der Schule und der Schüler daran arbeiten muß. Wie zufällig wird diese Kunst immer bleiben, da sie offenbar von den Stimmungen der Einigkeit der Lehrer und Schüler abhängt. Unsers Erachtens hätte der Verfasser eben so gut dem Schüler seine Bildung aus dem Leben selbst und seinen Kämpfen geben können, denn dies hebt ja auch die Erfahrung, als das leitende Princip des gemeinen Lebens, wie der Verfasser es nennt, hervor. Und wie herrlich, daß der Verfasser sich selbst an die verhafste Küste hintaumelt, und daran zum Scheitern kommt. Denn auf welche andere Art will er aus dem Kampfe dieser Schule das Bild des Bürgers hervorgehen lassen, als durch Erfahrung? Und da wäre die vermittelnde Dialectik die Kunst, Erfahrungen hervorzubringen. Freylich entschuldigt und wehrt sich der Verfasser dagegen mit Händen und Füßen. Ich will auch seine Aeufserungen nicht verschweigen, wie ich mich niemals davor gefürchtet habe; aber man wird fast noch deutlicher darnach meinen Wink verstehen. Er verlangt, daß die Lehrer dieser Schule, wegen der größern Gelegenheit zur

Ver-



Verführung bei den vielen und gemischten, da der Jugend während des Schulbesuchens durchaus ihre Reinheit müsse gesichert und erhalten werden, ohne die jene goldene Zeit auf das elendeste verwelke, durchaus strenge und aufmerksam wie Falken auf die Schritte der Jugend sehen müßten! Hiedurch käme denn immer aus dem oft harten Zwange ein Widerstreben gegen die Lehrer aus Mangel an Einsicht, die ja auch nicht da seyn könne und dürfe, und dieses, da es nicht fehlen könne und an sich ganz gut sey, werfe die Liebe von dem Lehrer ab auf das Gebiet der zu erlernenden Wissenschaften, weil dies der einzige Weg sey, wie die Natur des Menschen immer zu Freiheit des Willens anstrebe, den Zwang nach und nach in Frieden zu wandeln, und der sichere Gang zum Ziele. Es sey bei der Volkserziehung, die durchaus gemeinschaftlich seyn müsse, und aus der sich alle Verhältnisse des Lebens entwickeln und schon bestimmen müßten, nur dieser Weg der Dialectik vorhanden, aus allen etwas und das rechte zu bilden. Thorheit und Albernheit lösten die Kämpfe der Knaben unter sich ab, der Zwang und die Aufsicht trieben zum Fleiße, und zur Beschäftigung mit dem Ziele, und durch das Zusammenwirken des Ganzen



mit den Lehren der Wissenschaft, die so weit sich mittheilen müsse, als zur Vollendung der bürgerlichen Zufriedenheit nöthig sey, trete dann jenes feste, bestimmte, vollendete Wesen des Bürgers hervor, welches die Erde besiegen müsse, und den Grund festhalten, worauf alles höhere und himmlische Glück für die, welche eine Empfindung dafür haben, erbaut werden könne. So meint der Verfasser. Doch um auch auf das Einzelne zu kommen: Rechnen und Schreiben sollen dann wohl diese Kinder gar nicht lernen? welches doch das Nöthigste ist!! Diese Dinge scheint der Verfasser aber bloß zu den Handgriffen zu zählen, die vielleicht gar schon von den Kindern müssen begriffen seyn, ehe sie in die Schule kommen; alle Schule aber, auch die für das Volk, soll nicht Handgriffe lehren, sondern durch Wissenschaft, durch Uebung der Seelenkräfte, die verlangten Bilder den Gemüthern fest und dauernd einbilden. Die armen Bauern, wenn sie dieses Unheil treffen sollte, wie würden sie über den Kinderraub klagen! Und keinen Unterschied zwischen den bürgerlichen Ständen zu machen! Ein Kaufmann muß doch auch Sprachen lernen! Dazu ist er denn genöthigt, außer der Schule besondere Stunden zu nehmen. Denn das ge-

lehr-



lehrtte Wesen will der Verfasser durchaus abgesondert wissen. In seiner Stelle hätte ich doch wenigstens hier eine Mittelschule eingeflochten, worin der höhere Bürgerstand gebildet würde, und wo auch feine Sitten gelehrt würden und Artigkeit des Benehmens, welches diesem Stande so nöthig thut. In dieser Schule müßten denn die Zöglinge schon Antheil an allen öffentlichen Vergnügungen nehmen. Bei der Strenge jener Volksschule würde ja alles dies verloren gehn! Aber warum den Verfasser so lange mit seinen Ideen von der Volksschule nur durchlassen? Beweis't nicht das Beispiel Oestreichs, Frankreichs und Englands, wo die größte Vaterlandsliebe sich findet, daß alle patriotische Tugenden ohne jene Schule sich zeigen? Was sollen überdem Bauern mit Kriegskunst, Geschichte und Oekonomie? Wenn auch nur, wie ich freylich wohl denken kann, diese Dinge blos für den Gebrauch gelehrt werden sollen, so soll sich das unter der Muskete, hinter dem Pfluge, im Laden u. s. w. schon von selbst lernen, und Geschichte ist dem gemeinen Mann zu nichts nütze. Und hiermit Punctum! —

V. 179 von der Erziehung des Indras, verbunden mit dem, was von der wirklichen Erziehung



desselben von V. 224 - 355 gesagt wird, führt uns nun noch auf einige Züge dieser letzten Dialectik, der wir doch auch wie den andern die Ehre der Beleuchtung müssen wiederfahren lassen. Denn die kurze Ausführung von V. 207 - 225 ist, nach unsern vorhergegangenen Erinnerungen, gar nicht weiterer Erläuterungen und Winke bedürftig. Nach dem Verfasser liegen in dem Indras schon alle Keime der Weisheit, welche die Götter in ihn gesäet haben, zu deren Ehren er überhaupt die irdische Weisheit zu erheben scheint. Keinesweges ist nun die Erziehung dieses jungen Menschen bloß für ihn; sondern Bubastis sucht seine Helfer und Begleiter aus, ja er setzt selbst einen Jüngling über sich zum eigentlichen Lehrer des Indras, bloß weil ihn dieser vorzüglich liebt. Dieser muß nun dem Indras die Spur der Weisheit zeigen, in der er sein eigenes Gemüth nach und nach aufdeckt, und bald seinen Lehrer selbst übertrifft, doch ohne selbst die Meinung davon zu haben. Diesen innigen Bund, der allein dem Werden der wahren Weisheit, des reinsten Willens und der höchsten Zufriedenheit aufhelfen soll, will nun gar der Verfasser, ohnerachtet er die Fabel des Rattenfängers von Hameln für unwahr erklären muß, als deutschen Ursprungs ange-

ge-



geben. Alle ältern hohen Schulen in Deutschland haben, nach ihm, ihre Entstehung nicht obrigkeitlichen Verfügungen zu danken; sondern weise und gelehrte Männer hätten, um ihrer Kunde einen würdigen Gang auf die Nachwelt zu bahnen, junge hoffnungsvolle Leute nach ihrem Willen aufgenommen, um sie zu unterrichten, hätten sich dann Gehülften selbst gewählt und besoldet, und wenn sie nicht in den Bund getaucht hätten, verabschiedet, das höchste Zutrauen des Staats und der Aeltern besessen, und so die sittliche und freie Bildung der edlern Jugend gegeben. Die Jünglinge seyen bis zu ihrer völligen Entwicklung ihnen ausschliesslich überlassen gewesen, und grade in der Zeit habe die wahre Gelehrsamkeit und Einheit derselben mit dem Staate geblüht. In Griechenland, wo man denselben Sinn ausgeführt habe, seyen aus den Schulen der Weisen die vorzüglichsten Menschen hervorgegangen, und jenes Hingeben der Jünglinge an den Lehrer der Wissenschaft, und jenes ganze Leben des Lehrers dem Jüngling hingegeben, habe durch die reine Liebe jene stäten und treflichen Bildungen ans Licht gerufen. Haben nun nicht denselben Sinn unsre Selecten? und der Verfasser will sich so heftig dagegen setzen? Wenn auch



alle Umstände, die er fordert, nicht dabei eintreffen, so wollen sie doch die wahre Gelehrsamkeit befördern. Freylich die Existenz der Schule in der Abgesondertheit vom Volke, die Bemühungen, den Vorzüglichern, wie hier den Indras, durch einen geliebten Jüngling zu bilden, die völlige Trennung vom Leben und Verkehr, kann da nicht Statt finden. Aber was würde dabei herauskommen? Der Verfasser behauptet zwar, daß sich Leben genug gestalten werde in jener Verbindung der Jugend. Freylich Ungezogenheiten werden genug vorfallen; von dem Gange des guten Tons aber werden die jungen Leute ausgeschlossen seyn, und als gelehrte Pedanten zurückkehren. Welche Ungerechtigkeit wäre es auch, wenn der Lehrer nur einige erzöge, und (welche Beschränkung!) wenn sie mit einander vollendet wären, erst wieder andere annähme? Ferner daß der Hauptlehrer allein die Bestimmung der Mitlehrer hätte, welche Einsichtigkeit! Der Staat selbst sollte sich gar nicht darin mengen? und erst, wenn die Erziehung vollendet, und die Bildung erlangt wäre, wo dann ein Reformatorium zu spät käme, sollte er dann über die Fähigkeiten der Vollendeten zu seinem Gebrauche disponiren? — Kurz diese Liebeserziehung für den  
Adel



Adel des Volks oder die Studirenden, ist eine Grille. — Doch eins noch muste ich bei dieser Gelegenheit dem Verfasser abfragen: ob er denn gewisse Geschlechter nur zur Regierung und Weisheit zulassen wolle? Hierauf antwortete er, in einem guten Staate würde sich das schon von selbst bestimmen. Allerdings sey es ein großes Heil, wenn jeder in seinem Stande zu dem Besten käme, und das Seinige für das Beste hielte, und also Geschlechter in Ordnung ihre Bahn zu gehen gewohnt würden. Denn die, welche ein innerer Trieb aus niedrigeren Sphären mit Grunde zu den höhern herantriebe, würden doch bald erkannt seyn, und diese würden denn schon durch sich verdienen, an der Leitung des Ganzen Theil zu nehmen; das Genie aber unbedingt zu beschränken würde Tyrannei seyn. Es müsse aber auch in dem guten Staate kein Stand den andern für besser halten; sondern nothwendig müsse jeder den Werth seines Platzes einsehen, und dergleichen mehr. Es bleibt also eine Hauptidee für den göttlichen Staat, daß die gelehrte Welt einen Statum in Statu bildet, welcher die eigentliche Blüte des Volks ausmacht.

V. 356 bis zu Ende, erzählt dann die Geschichte des Rattenfängers von Hameln, welcher nach dem



dem Verfasser auszog, seinem Lande Verwalter zu schaffen, weil das Volk nicht von seiner Arbeit lassen wollte. Dies ist denn das Volk, welches der Verfasser so begünstigt, die guten Böhmen (welche doch wohl jetzt nicht mehr so denken werden), und diese empfangen mit Freuden die unter der Erde belehrten Schüler ihres Königs als ihre Regierung, welche sich von ihnen auf ihre Kinder fortsetzen soll. — Wir haben nun hoffentlich diese Ideen genug durchgekäuet. Die guten Leser müssen verzeihen, daß ich oft eine Ehrenrettung meines Handwerks übernehmen mußte. Dafür hoffe ich sie nun vorurtheilsfrei an die Tafel des Verfassers geführt zu haben, der nur immerhin anfangen mag mit:

„Scheuet die Jugend ihr Männer!“



V.

## Die Zucht.

Armer Rattenfänger! die alte Kunde ver-  
gafs man,

Und wohl schmähen hört' ich auf dich,  
den trügrischen Räuber.

Jetzo kennt man die Kunst, das Thier in  
der Falle zu fangen;

Und es harret dir keiner des Reinigers wei-  
ter im Hause.

Wie auch möcht' es gelingen, die flüchtige  
Jugend zu sammeln? 5

Was erzähltest du nur, zu fesseln jegliche  
Seele,

Welche der Küster beherrscht, und wel-  
che der römische Rector?

Jetzo hat man die Kunst der Führer Lehr  
und Belehrung.

Sieh'! es locket ein anderer Zauber, Circe  
die Göttin,

Und der Vater Silen, und das Heer der  
weisen Centauren, 10

Dann



Dann das stygische Bad, und des Lebens  
ändernde Wunder.

Jeder hasset sich selbst, und liebet wieder  
sich selber.

Schand' ist, ähnlich dem Vater zu seyn  
und gleich in dem Volke.

Andres erstrebet ein jeder, hinauszuwand-  
len den Kindlein;

Aber im Schoofse die Hand, und andern  
Sorge verzinsend. 15

Darum voll sind die Kammern der Circe,  
voll der Centauren

Magisches Schloß, und reich an Baden-  
den stygische Wasser.

Ach! nur tägliche Noth, der Armuth drü-  
ckende Sorgen

Und des Geizes Begier erzwingen, fern  
von dem Zauber

Abzuhalten, und schon im Haus zu hüten  
die Jugend. • 20

Aber Argwöhnische findest du auch dem  
Zauber der Circe

Und der centaurischen Kunst, den Sohn  
mit Augen des Argus

Im



Immer zu hüten bereit, und ängstlich wa-  
chend die Nacht durch.

Doch wie jener alte, so läßt sich auch die-  
ser bethören,

Und es spottet die List der hundert wa-  
chenden Augen. 25

Traun! wer könnte die Kunst, wohl-  
sehende Blicke zu täuschen,

Und zu wandlen das sichtbare Bild in an-  
deren Schein um,

Herrlicher sicherer wohl als Circe üben  
die Göttinn?

Mütter senden zu ihr die knospende Blüte  
der Jungfrau,

Dafs sie ferne gehässiges Bild und prange  
mit neuem. 30

Wie du verlangst, so wandelt die liebliche  
Tochter die Göttinn.

Aber der Circe herrlichstes Bild ersehnter  
Schönheit

Trägt der glänzende Vogel aus Eden; sel-  
ber der Taube

Färbt drum Circe die Flügel mit herrlich-  
spielenden Farben,

Bin-



Bindet den fiedrigen Schweif und heftet  
die glänzenden Augen, 35

Löset die Zunge und redet hinein unend-  
liche Rede.

Und die Verwandelte spricht unaufgefor-  
dert von selber,

Weiß zu belehren den Mann, und verach-  
tet die sie bewundern,

Sammelt um sich den Kreis Neugieriger,  
spottet des Günstlings,

Läfst sich kosen und fangen, und fängt  
mit andrem den Fänger. 40

Aber auch andere Bilder erschafft nach  
Willen die Göttinn;

Hafst sie die Tochter, ja wahrlich, nicht  
sicher bleibt vor der Sau sie,

Und sie hetzet darauf die Schaar muthwil-  
liger Schwestern.

Selber sah ich, mich schauert zu reden,  
Künste der Circe:

Wie ein flüchtiges Reh hinein zu der Göt-  
tinn geschickt ward, 40

Still, doch feurigen Auges und einsam  
durchwandelnd den Wald sonst,

Und



Und darauf ein gezähmetes Zicklein wie-  
der hervor sprang,  
Welchem die Zunge gelöst, dem Volk zu  
hüpfen gelehrt war.

Also waltet die zaubrische Macht. Sie ei-  
len verwandelt

In die Heimath zurück und erfreun die  
fremden Erzeuger. 50

Denn zufrieden werden auch die, sie se-  
hen im Ibis

Dennoch den Gott, nichts stört, in der  
Gans zu schauen den Phönix,

Farb' und Reden, der Künste so viel, be-  
stricken die Neigung,

Und es bleibet die Kunst gepriesen der li-  
stigen Circe.

Ihr auch fallen nun zu die lehrenden El-  
fen auf immer. 55

Denn sonst strebten sie wohl im faltigen  
Kleide der Vesta,

Steif zu empfangen die Töchter des Lan-  
des, oder im Kloster

Särge zu senken und Grabgedanken in  
kindliche Herzen.

S

Aber



Aber seit man die Laute der Welt, und die  
Zungen der Völker,  
Und die Farben von jedem ersehnt an der  
lieblichen Jungfrau, 60  
Ziehen sie frei auf dem Besen hinauf zu  
dem schallenden Berge,  
Wo sich die Zungen der Völker durchkreu-  
zen, und brennende Farben  
Schweben im Tanz, Smaragd und nächt-  
lich glüh'nder Karfunkel,  
Sammeln sich Schmuck aus den Versen  
und Liedern der tobenden Höhe,  
Und verwahren sich Flittern und Federn,  
solche mit Eifer 65  
Dann zum Zauber zu brauchen, und  
schuldloser Töchter Verwandlung.  
Denn auf dem Berge wohnet der Glanz der  
nächtlichen Erde.  
Liebender Rede höret man dort, der Teu-  
fel Umarmung  
Schauet man, Kronen, und bärtige Räu-  
ber, Helden der Vorzeit,  
Und es nennt sich die Zucht des Lebens  
glühenden Auszug. 70

Samm-



Sammet ihr Männer euch hier, ihr weich  
geborenen Jungfraun

Sammet den ewigen Schmuck, so Thun  
als Rede zu krönen!

Aber wunderbar dünkt dirs vielleicht, wie  
solcherlei Schmuck nur

Haften könne der besseren Jungfrau? Wahr-  
lich du kennst nicht,

Wie in der Brust es erfreut, wenn man  
ein ländliches Rind war, 75

Und nun Apis, den Gott, die knienden  
Schaaren bewundern.

Wie denn sollte die Taube nicht stolzer  
werden als solcher,

Wenn auch das weiße Gefieder mit zaubri-  
schen Augen geziert ist?

Und es versaget die Sitte den Jungfrau'n  
stygisches Bad ganz,

Welches die Zauber verscheucht. Drum  
halten sie sorglich sich selber 80

Bis zum Tode verborgen in Circes pran-  
gendem Kleide.

Uebel bekam Neugierigem einst die locken-  
de Sehnsucht.



Denn die bunteste Schülerinn Circes nahm  
er zur Gattinn,  
Und die Myslerien wollt' er entfernt und  
flehte die Schöne,  
Abzulegen das magische Bild, und zu wei-  
sen die Reinheit. 85  
Und der Liebe gewährte sie das: o wel-  
cherlei Anblick!  
Alles Gefieder der Mutter Natur fort war  
es geschwunden,  
Und er wünschte behend zurück den gol-  
denen Phönix,  
Welcher denn glänzend wiederum ward  
von Silber und Golde,  
Nicht aufhörte, dem Volk so Pracht als Re-  
de zu künden, 90  
Bis er, zum Neste selbst den Gemahl und  
die Habe verlangend,  
Auch das letzte mit sich in gefrälsigen  
Flammen verzehrte.  
So denn glückte sogar, im Tod zu gleichen  
dem Urbild.  
Auch geschauet mußt du es haben, wie  
sich ein armer  
Vo-



Vogel des Waldes zeigt in Eden, wie ein  
Gelächter 95

Schallet von jeglichem Zweig, zweizün-  
gige Reden ertönen,  
Und sie dem Stockenden nehmen das höl-  
zerne Wort aus dem Munde.

Bringe mir Freund in den Garten kein  
schneeweisglänzendes Täublein,  
Wie es auch sey sie nennen es Gans, und  
nennst du es lieblich,

Dir und der Armen hacken die Vögel Au-  
gen und Mund weg. 100

Denn wie fern sie der Milde der Tauben  
immer geflohn sind,  
Bunte Tauben auch giebt's, dein  
Lob trifft immer dies Ziel nur.

Aber wohl nimmer glaubtet ihr mirs,  
wofern ihr nicht selber  
Augen hättet zu schau'n, daß auch der  
Vater Silenus,

Faun und Silvan sich bestreben, das Volk  
zu lehren mit Eifer, 105

Wohl nur schlecht und gemein, doch im-  
mer helfend der Menge.



Denn aus den Gärten bleiben sie fern;  
der Wald und die Feldmark  
Sendet die Jugend, und was sich von selbst  
zu dem Pöbel gesellet.

Und der Vater Silen vom Himmel giebt er  
die Kunde,

Faun und Silvan, der Zahlen und Zeichen  
Lehre vertraun sie, 110

Und es haben die niedrigen Götter immer  
noch Obmacht.

Saget mir nicht, daß Vater Silen ertrun-  
ken im Schlauche,

Und mit lallender Zunge die christlichen  
Kinder belehre.

Denn euch treibet die Noth, von ihm die  
Lehre zu nehmen.

Aber warum denn ginget ihr auch unwill-  
lig zum Alten? 115

Fördert doch keiner wie er der Liebe brün-  
stiges Feuer.

Siehe, Knaben und Mädchen vermischt be-  
lehret der Meister,

Dach und Weg beschützen den Bund der  
zärtlichen Neigung.

Hier



Hier in der Schule keimet das Brautbett,  
oder gewislich

Hüllen sich auf die alten Mysterien. Klüg-  
liche Weisheit 120

Sammeln die Knaben und Mädchen, be-  
trüglicher Thaten Erfahrung.

Und so milde könnet ihr nimmer einen  
vernehmen,

Als die kindlichen Seelen der alte Vater  
eröffnet.

Kinderchen nennet er nur die halbgetraue-  
ten Pärchen,

Und vermögen sie mehr als ja und nein zu  
erwiedern, 125

Wenn er sie frug, dann krönet sie Lob  
und freundlicher Beifall.

Kommt es aber von einem zu Tag, wie eben  
und immer

Bösliche Werke der Weg und der Ort her-  
führte der Jugend,

Dann erzürnet Silen und tobt wie der  
stürzende Himmel,

Nimmer versöhnt. Drum lieben sie mehr  
den lobenden Beifall, 130



Und den leichten Betrug, und die heimli-  
chen Früchte der Arglist,  
Aerndten an jeglichem Tag die doppelte  
Freude der Schule.

Doch bei Faun und Silvan ist schwerer lu-  
stige Aerndte.

Denn sie sind es gewohnt, den knotigen  
Thyrsus zu schwingen.

Wenn sie auch unbekümmert um jegli-  
chen anderen Frevel, 135

Halten sie streng auf Kund' und Gebrauch,  
und fehlen die Kindlein

In den Zeichen und Zahlen da wo die  
Bänke des Tempels,  
Nahet der Thyrsus heran und bläut unhei-  
ligen Rücken.

Aber was du auch magst von solcherlei  
Göttern erachten,

Gierig sind sie nimmer nach Kunst und  
Jugendverwandlung, 140

Und kein Zeichen drücken sie sonst als  
vergänglichen Thyrsus.

Denn bald rufet der Vater zum Pflug, in  
die fleißige Werkstatt,

Oder



Oder die Fahne winkt und die Trommel,

Wahrlich vonnöthen  
Ist nicht stygisches Bad! Bald ist verges-  
sen Silenus,

Und die kindliche Noth weicht anderem  
Drange des Lebens. 145

Doch wohl mancher strebet, den Sohn  
aus solchem zu retten,  
Und den niedrigen Stamm zu stolzerer  
Blüte zu heben.

Und er härmet sich ab, bei den Centauren  
das Söhnlein

Gleich den andern zu halten und höhe-  
rer Kunde zu ziehen.

Wehe! welchen der drückende Stand nicht  
weist die Freiheit, 150

Denen Noth und Kummer und Zorn die  
goldene Arbeit

Selber ernährt, und verachtet erweist die  
eiserne Mühe!

Wehe dem Vater, der nicht den Sohn zu  
gleichem ermuntert,

Und sich ziehet den Herrn ein tiefgebü-  
cketer Slave!



Greifet nicht nach der Wolke so ihr um-  
klammert die Erde, 155

Denn sie täuscht euch doch und geht zu  
ändern, die Göttinn.

Glaubet nicht, daß Fortuna den Kranz  
herreiche nach Willkühr.

Denn geflochten liegt er um euch, und  
eh' ihr geboren

Baute sich jegliches Glück, das euch zum  
Empfangen bereit ist.

Drüber blühet allein das thörigte Leben  
der Narren. 160

Glücklich ist, wer die Reine der Bahn mit  
den Füßen begrüßet,

Lange das kommende Haus und die golde-  
ne Stadt sich gewiß weiß.

Ruhig horcht er im Walde dem Sturm und  
empfänget den Regen,

Denn er ahndet es schon, das Bild im Her-  
zen bewahret,

Wie es ihn wirklich begrüßt, und siehe,  
dorten umfängt's ihn. 165

Jegliches Unheil birget er dort in den lusti-  
gen Wellen,

Und



Und es fließet davon, vertilgt ist jegliche  
Makel.

Doch von Centauren liegt mir nun ob,  
euch Kunde zu geben,  
Denen allein zusteht, der kindlichen Seele  
zu öffnen

Freie Kunde der Erd', und vom Leben  
Wissen und Himmel. 170

Alle kennet ihr wohl Jason und den edlen  
Achilleus,

Wie sie begierig empfangen die hellende  
Lehre des Chiron.

Aber wie alles ändert die Zeit, und im Fal-  
le vom Himmel

Auf der Erde sich mehr'n die Ding' und  
gestalten in Willkühr,

Also würde das alte Geschlecht der erstan-  
dene Nessus 175

Nimmer erkennen, so sehr verändert hat  
es die Erde.

Selten schon ist die Hälfte des Manns und  
die Hälfte des Rosses;

Aber der Fuchs vereinet und Mann, und  
Mensch und ein Aefflein,

Bär



Bär und Gesell, so sieht man sie nun, und  
Vogel und Männlein;  
Und sie nennen sich alle das lehrende Heer  
der Centauren, 180  
Ueben vereint und besonders den Streit  
um die Kunde der Dinge,  
Heftig gegen das eigne Geschlecht hin-  
wendend die Waffen.  
Wie sich an Gröfs' und Gestalt dem alten  
Stamm der Centauren  
Nähert des neuen Wesen und Form, so  
tobet erzürnter  
Auch Verfolgung um ihn und Hader von  
jeglicher Seite. 185  
Denn es wüthet das bunte Geschlecht in  
vielerlei Meinung.  
Dann erwächset der Streit im eigenen Hau-  
se der Jugend,  
Und die Väter und Mütter herbei, wie's  
duldet die Nähe,  
Eilen voll Hast, und schaun in den Kampf,  
und streben, das Söhnlein  
Listig oft und oft mit Gewalt zu entwin-  
den dem Meister. 190  
Aber



Aber alles reicht doch nicht an jenes ver-  
ruchte

Loos, das allen Centauren erwuchs aus  
der traurigen Hochzeit.

Ha! wie lange vermag an der Erd' zu hef-  
ten ein Uebel,

Während das Gute sofort die flüchtigen  
Solen hinweg schwingt.

O Pirithous du unseeliger Sproß des  
Ixion, 195

Warum mußttest du nur dein lauerndes  
Volk der Lapithen

Bitten zum Mahl, die jegliche Lust aus-  
legen in Sünde.

Denn es glückte dem Volk, die Söhne der  
Wolke des Himmels

Niederzuschlagen, es half der alles wirren-  
de Bachus,

Welcher ein Feind von jeglicher Kund' den  
Mysterien ferne. 200

Und es behauptet seitdem das Heer der  
stolzen Lapithen,

Mögen sie auch Leviten sich nennen, sel-  
bige sind es

Im-



Immer in Wort und That, zu gebieten  
über die andern.

Und Justitia band mit dem Rechte doppelt  
den Vorzug,

Dafs das Volk der Centauren dem Volk der  
Lapithen ein Mündel. 205

Also bleibet immer den Meistern die  
schlimmste Berathung,

Mit den Lapithen zu stehn und zu käm-  
pfen gegen die Obmacht.

Denn die Bessern geben sich nicht und  
trotzen dem Vormund,

Und er ersinnet dafür die schauernden  
Mittel des Unfugs.

Den Centauren lieget daran, wenn häufi-  
ge Jugend 210

Tritt die Schwelle des Schlosses, dafs auch  
die anderen Helfer

Unterstützen das Bild, so sie ersehen  
dem Jüngling,

Und sie begehren allein die angeborene  
Hälfte;

Aber das Volk der Lapithen, wenn Chiron  
Meister der Schule,

Mann



Mann und edeles Ross, verleihn zum Hel-  
fer den Bärman, 215

Oder einen der Bock und Gesell, und Vo-  
gel und Mensch ist.

Solche stören dann jegliches Bild, und  
formen nach eigner

Hälfte die Jugend, und reizen zu Theil  
an den Kämpfen den Jüngling.

Wehe, wer dann unkriegerisch wird in dem  
Haufen gefunden.

Denn es spielen mit ihm sogar die Knaben  
und Kinder. 220

Solche nun in dem Heer der Centau-  
ren, welche den alten

Gleichen an Form, Rossmänner, von al-  
len die besten und seltnern,

Sind am meisten verhaßt den Lapithen.

Denn von vergangnen  
Zeiten erinnern sie alles sich wohl; das  
traurige Gastmahl,

Wie wenn es gestern gewesen, und jede  
lapithische Falschheit 225

Können am Finger sie zählen, und sind  
wohl kundig des Kampfes.

Auch



Auch der Jugend richten sie gern den Blick  
in die Vorzeit,  
Heidnische Tugenden wohl levitischem  
Frevel vergleichend.  
Nach der Hälfte bilden sie streng die folg-  
same Jugend,  
Wie ein Ross gewöhnet in Zucht und man-  
cherlei Arbeit, 230  
Still und mälsig in allem, und stolz in ei-  
gener Handlung.  
Diesen zuvor in Gunst der Lapithen ge-  
hen, die Stiere  
Sind und Männer zugleich, verhafst ist  
jegliche Feinheit.  
Drum auch stoßen sie selbst sich mehr,  
als Wunden den andern.  
Doch gereizet kämpfen sie nur, imglei-  
chen zur Arbeit 235  
Führt sie die Noth. Auch lehren sie im-  
mer der folgamen Jugend,  
Wie man schreitet im Pflug' und fortzieht  
folgende Lasten,  
Preisen das wohlbelohnete Wissen, schmä-  
hen das andre,  
Und



Und belohnen der Jugend ein wohlgefüllet  
Gedächtniß,

Mahnend, darinn bei Zeiten die helfenden  
Dinge zu sammeln. 240

Seltsam ist es zu schaun, wenn drum das  
Heer der Lapithen

Hetzt auf solchen den anderen Meister  
halb Aff und halb Männlein,

Welcher die Aepfelchen pflückt von jegli-  
chem Baume, die Wänglein

Preis't, und naschenden Mundes versucht  
von jedem ein wenig.

Brummend nahet der Stier den Feind ver-  
achtend im Herzen, 245

Und er kann es nicht treffen das boshaft  
neckende Aeффlein,

Und bald spottet es unten vom Boden, oben  
vom Baum bald.

Aber ein andrer Gesell vereint dem  
Menschen die Bärheit,

Grob und zottig und mürrisch, und den-  
noch treibt er ein Kunststück,

Eigen der einen Natur, und fremd dem an-  
deren Wesen. 250

T

Denn



Denn er beginnt zu recken die Zunge,  
und an den Knaben  
Hin und wieder zu lecken, und umzuwen-  
den, bis endlich

Er in ein Bärlein verwandelt das Kind der  
thörigten Menschen.

Und er redet dabei nicht anders woll' es  
die liebe

Mutter Natur. In jeglichem sey verbor-  
gen ein Bärlein; 255

Wer es nur wisse zu wecken, und faul  
nicht scheute zu lecken.

Denn vollkommen sey keiner, der nicht  
an dem Stabe zu gehen

Habe gelernt, und vermöge mit Brummen  
zu schrecken die Menschen;

Aber zugleich auch liebe den süßen Zucker  
und Honig,

Welchen die Musen versteckt in Werke der  
kundigen Meister, 260

Und die Damen führten im Mund' und  
schelmischen Mädchen,

Wenn man lernte von ihnen das Wort re-  
gieren im Zirkel.

An-



Andere Künste begehrt der Bock ver-  
einet dem Menschen.  
Gleich geschickt, die Füße zu schwingen  
und Hörner und Kinnbart,  
Hüpft er voran, die muntere Jugend folgt  
dem Felssteig 265  
Und er übt sie daselbst im Springen und  
Klettern und Schlagen.  
Denn er lehret, es sey in einem Steine  
das Wissen  
Funk an Funke verborgen, daraus mit  
Springen und Stoßen  
Sey es allein zu locken, und aufzunehmen  
im Innern,  
Und es härte das Ueben den Leib zu be-  
wahren die Funken. 270  
Darum Schnelle des Fusses und harte Schä-  
del und Hörner  
Fördert er, wirksam damit den Stein der  
Weisen zu schlagen.  
Und sie hüpfen empor der Meister und die  
Gesellen,  
Stoßen mit Hörnern und Schädeln den  
Stein, und treiben die Funken



Zu sich hinaus, ein lustiges Spiel zu  
schauen den andren. 275

Denn Boshafte behaupten, es gehe der ei-  
lige Funke

Von den Hörnern hindurch in die Erde  
wieder zum Stein auf,

Und es blieben allein die knotigen Schwie-  
len der Arbeit.

Anderes Volk der Centauren den Hund  
dem Menschen vermählend,

Freund dem lapithischen Volk durch sinn-  
reich kindliche Spiele, 280

Lehret die Knaben allein erfindend Wür-  
fel der Weisheit,

Ohne welche den Pasch des treflichen  
Geistes zu werfen

Keinem gelingt, der andrem Geschlecht  
der Centauren gehorchet.

Vielerlei Künste lernten sie einst, und  
lehren sie wieder,

Werfen ein buntes Büchlein hin auf den  
Boden und solches 285

Heissen sie wieder zu holen die Knaben,  
lehren anbei sie

Wel-



Welche Weisheit drinnen sich birgt. Nach  
schallendem Waldhorn  
Lassen sie heulen im Tact die noch unmu-  
sischen Kehlen.  
Keinem weisen sie nackend ein Ding, in  
bildendes Kunststück  
Hüllen sie Wissen den Kindern und mild  
anlockende Täuschung. 290  
Auch erfindsam im Wechsel der Spiele,  
jedem am Weihnacht  
Abend die Thorheit stehend, an welchen  
Püppchen er hänget,  
Hüllen sie ein mit Bedacht und süßser  
Freude dem einen  
In ein Kindchen von Zucker die mathema-  
tische Weisheit,  
Und dem andern Grammatica selbst und  
Logica zierlich 295  
In ein Brieflein, welches Hanswurst her-  
bringet am Haarseil,  
So das heilsame Gift in lockender Hülle  
verschließend,  
Und es listiger Weis' zu Munde stehend  
den Knaben.



Jene behalten sodann sich selbst zu besteh-  
len die Gabe.

Denn vom fremden Gericht so Koch als  
Eigner zu heißen 300

Glauben sie, selbst sich bedienend mit  
eigner Habe der fremden,

Und sie wissen es nie, wie reich sie werden  
im Innern.

Die nun, welche das Papchen ver-  
mählen der Hälfte des Mannes,

Sind, obwohl den Lapithen gehorsam,  
solchen verachtet.

Denn sie reden aus jeglichem Munde, zie-  
hen nach jeder 305

Weisheit hin mit den Knaben, und lehren  
nichtige Rede.

Denn der Augenblick zehrt gleich wieder  
auf von der Kunde,

Und so lange das Wort, so lang nur wei-  
let die Weisheit.

Aber Männchen und Fuchs, den La-  
pithen sind sie die liebsten,

Und sie lassen sich oft zur Falle führen  
von diesen. 310

Kun-



Kundig sind sie der Höhlen und Winkel,  
kennen Lapithen

Besser denn andere Weisheit, und selbst  
sich besser denn viele.

Treffen den Willen scharf in das Mittel.

Durstige Jugend

Führen sie hin in die Buden der Wissen-  
schaft, lehren bei Namen

Nennen jegliches Ding und anzubieten  
mit Vortheil; 315

Auch den verdorbenen Waaren ein Män-  
telchen können sie schaffen,

Und verkaufen das Schlechteste wohl mit  
sicherem Vortheil,

Lehren den treflichen Schein, wie listig

Vater Kronion

Er beherrsche den Himmel, den Glanz

und die Dunkelheit schlau er

In dem Orkus und unter dem Wasser halte  
verborgen. 320

Thörigt sey es, hervor mit Weisheit ziehn  
in die Menge.

Denn es sey der Lauernde nur ein glück-  
licher Jäger,



Und es drohe beständig abseits versteckte  
Klugheit.

Wer zum Schlagen rücke hinaus, verschla-  
ge sich endlich,

Denn es seyen zu viel bereit in das Feuer  
zu rücken. 325

Drum auch, seht ihr die Knaben, geschickt  
im glücklichen Rückzug,

Winkel umgehn, und Wissen umspähn,  
und öfter die Erndte

Haschen von andrer Schweifs, erfüllt mit  
spottendem Muthe.

Aber zu jenem komm' ich zuletzt dem  
spielenden Männlein,

Welches wir neckend bereits dem arbeit-  
sameren Stiere 330

Sahen verderben das Werk, ein viel beweg-  
liches Aefflein.

Aber wie giftig dem Gegner gesinnt, so ist  
es voll Liebe

Gegen das anvertraute Kind, es küsset und  
drückt es,

Wirft es empor und trägt es besorgt von  
Orte zu Orte,

Ze-



Zeiget dabei der Dinge Bedeutung, kostet  
von allem 335

Mit dem Knaben, und füllt mit luftiger  
Speise die Seele.

Doch unruhig bricht es das eine gelehrete  
wieder,

Plötzlich zerrend kläglich den Mund und  
bleckend die Zähne,

Ab mit dem neuen in Hast. Drum glückt  
es auch selten dem Männlein,

Aehnlich die Jugend zu führen sich selbst.

Sein eigenes Bildniss 340

Störet es wieder und bringt unruhige Sor-  
ge den Knaben,

Oder sie lachen es an, und stehn mit offe-  
nem Munde.

Doch unseelig nenn' ich sie alle. Ha-  
ben sie eben

Mühsam gewonnen dem Jüngling das  
Bild, beruft ihn die Sitte

An den stygischen Strom, darin zu tau-  
chen die Glieder, 345

Dafs sich bilde die feste Gestalt, den Pfei-  
ler der Erde,



Unbeschädigt und stark, damit zu trotzen  
dem Unheil ;

Ruhig dem Schlafe geben zu können die  
fertige Bildung.

Und die Jünglinge, wie sie von fern die Ufer  
erblicken,

Ziehet sie an das wilde Getön des baden-  
den Volkes, 350

Und der kräftige Scherz und die losgebun-  
dene Rede ;

Aber sobald man bemerkt die Kommenden,  
hören sie lautes  
Lachen über ihr Tragen und Thun und  
erobertes Wesen.

Wenn sie nun aber gemach die Lust der  
Wellen erkennen,

Werfen sie zagend jeglich Gewand von sich,  
und voll Ahndung 355

Treten sie ein in den Strom, und mit der  
steigenden Welle

Kommt ein steigendes Lachen hervor aus  
unwilligem Munde

Ueber das ganze centaurische Volk und  
centaurische Bilder.

Und



Und sie waschen das letzte davon im til-  
genden Strome.

Viele waschen nun immer und immer, bis  
sie das Eigne 360

Ganz verbleichet in Nichts, und andere  
gehen gestählet

Und verachtend hinaus zum kommenden  
Schlummer des Lebens.

Andere wollen sich wachend erhalten im  
Strome und bleiben

Jugendlich drinn und enden das Ziel. —

Doch was nur beginn' ich?

Denn ich rede vom Strom in anderen kom-  
menden Weisen. 365

Nur berichten wollt' ich anbei, wie jeglich  
Gedächtnifs

An den centaurischen Meister vergeh im  
Strome der Freiheit.

Gewalt-



Gewaltsame Anmerkungen  
des  
Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter  
Rüppel zu O\*\*\*  
zur fünften Satire.

Wie nun der Verfasser bei der vorigen Satire mich wirklich im Stich zu lassen vorhatte, eben da, wo es auf die Fundamente ankam, so überschüttete er mich bei der gegenwärtigen mit einer solchen Fülle von unglaublichen Geschichten, daß mir der Kopf davon schwindeln mußte, mit denen er wahrscheinlich vorhatte, durch mein Organ die Noten zur fünften Satire zu vollenden. Hierinn irrt er sich aber. Es kommt nämlich eine Anecdote, die er gewiß nicht hieher gedruckt haben will, die aber besser in meinem Gedächtniß Wurzel geschlagen hat, als jene Erzählungen von Halle, Kloster Bergen, Schulpforte, Schnepfenthal und Iverdun. Neulich nämlich, als sich der Verfasser beim Wein etwas mehr begeistert hatte, als es sich für einen so nüchternen Poeten schickt, sagte er: „Ach! hätte ich doch den schweren Stein erst vom Herzen, die Satiren, wie leicht würde mir seyn! wie sind doch die glücklich, welche wie die Kraniche von Mitternacht nach Mittag ziehen, und sich weder um Steine noch Pflanz-



Pflanzen, noch was darüber geht und kriecht, bekümmern!“ Ist es nicht dieselbe Wirkung einer wunderlichen Einbildung, welche den Ritter Quixote gegen die Windmühlen führte? Wozu Satiren, die, weil sie den Verfasser drücken, auf das Publicum entladen werden müssen? Liegt nicht selbst in ihm eine gewisse Ahnung eines eben so vergeblichen als ungleichen Gefechts? — Das Publicum wird sich gewiß wundern, wie ich, als ein sich seiner so bewuster Begleiter, noch immer auf meinem Eselein neben dem Verfasser herreiten mag, der noch immer weiter zieht. Allein ich muß mich damit entschuldigen, daß die gelehrte Academie zu O\*\*\* mir dieses Meßgeleit aufgetragen hat. Ich würde bei dieser Anecdote links um machen. Jetzt aber mache ich nur dieses kleine Zeichen meiner Individualität — an welchem jeder gute Kopf mich besser als die Zahl 666, welche eines Menschen Zahl ist, erkennen wird.

Während also der Verfasser mich zu fangen vorhatte, stellte ich ihm ein Netz in vorerzählter Anecdote, und endigte gewissermaßen durch obiges Zeichen, wenigstens in den Augen der Gebildeten, die ganze Jagd, indem ich den Verfasser selbst, ehe er über die Erziehung herfiel, todtsoß.

Die



Die Satire also ganz ihrem Schicksale zu überlassen, und dieselbe wie eine junge Gemse, welcher der Jäger die Mutter getödtet, hinter diesen Noten oder vielmehr davor her traben zu lassen, wäre also mein wie gewiß aller Leser Wille. Denn aufser dem, was vielleicht für manche Leser eine Wiederlegung des Verfassers unbequem machen mögte, würde auch ohnehin der Verfasser in dem nichtigen Glauben beharren, daß er wirklich gegen Gymnasien und Schulen mit einem tüchtigen Anhang zu Felde gezogen sey. Auch ist im Allgemeinen gegen die Sätze des Verfassers so viel im Vorhergehenden bemerkt, daß es für die, welche die Satire lesen wollen, keiner weiteren Beleuchtung bedarf. Da es indess meine Function ist, jede Satire unter meine kritische Vormundschaft zu nehmen, so muß ich auch jetzt den Quartiermeister für die Herrn Leser machen, damit dieselben nicht in den Schlupfwinkeln des Verfassers irre geführt, sondern da einquartiert werden, wo die geehrte Academie für jeden Schaden haften kann. Indess muß jeder Aufmerksame schon beim Anfang dieser Note in jedem Wort einen gewissen Ton des Widerstrebens wahrgenommen haben, welcher, wenn er sich der Seele der Herrn Leser mitgetheilt haben sollte, mich vielleicht längst tauben Ohren predi-



digen läßt, und vielleicht schon bei jenem Strich mich samt den Verfasser zur Ruhe gebracht hat. Für die, welche bis hierher noch gelesen haben, bemerke ich, daß ich nur, dem Willen der geehrten Academie gemäß, mich ganz kurz über den Inhalt der vorstehenden Satire auslassen werde.

Diese Satire nun geht die Erziehung der Töchter in den Töchterinstituten, die Erziehung des jungen Volks auf dem Lande unter Schulmeistern, und bei den Geistlichen, Knaben und Mädchen vermischt, und die Erziehung der studierenden Jugend auf den Schulen durch, natürlich nur das Bizarre und Böse unter grellen Characteren ordnend. So ist dem Verfasser Circe eine Bonne, Silenus, Faunus und Silvanus stellen die Lehrer vorzüglich der ländlichen, überhaupt der geringeren und der kleineren Jugend dar, und gar ein Heer entstellter Centauren, die Füchse, Affen und Hunde mit halber Menschengestalt sind, sind ihm die Lehrer an den sogenannten lateinischen Schulen, welche unter den Lapithen, den Geistlichen, eine mühsame Laufbahn durchzufechten haben, und deren Arbeiten das stygische Bad oder die Universität zerstört. Die Militär-Institute, Cadettenhäuser, das Hauslehrerwesen, und die Institute, welche, ohne  
Uni.



Universitäten zu seyn, nur einen Zweig einer Staatswissenschaft lehren, muß wohl der Verfasser unter aller Kritik glauben, indem er sie als Zwitter betrachtet, deren Zweck nur auf Bildung eines halben Menschen, nicht aber eines Bürgers oder Weisen gehe. — Von den Hauslehrern hat er eine so unglückliche Meinung, daß er sie für die ärmsten Lastthiere hält, die selbst von der Laune der Aeltern erzogen würden, und ein Spielwerk von Alten und Kindern wären. — Ich glaube durch diese gedrängte Angabe der Wege, welche der Verfasser einschlägt, schon genug gethan zu haben, wenn ich ihn sammt den Lesern oder ohne dieselben ziehen lasse, indem er ein Etwas angreifen will, wo ihm das Wie zum Angriff fehlt. Ohne eine gewisse zweckmäßige Lehrmethode wird auch ein Lehrer an der besten Anstalt nicht viel Gutes wirken; dahingegen ein guter Lehrer, er mag öffentlicher oder Privat-Lehrer, Professor oder Magister seyn, in jedem Verhältnisse, bei manchen unangenehmen Beschränkungen, oder bei der größten Ungebundenheit, den Saamen guter Sitten und großer Kenntnisse ausstreuen wird, je nachdem ihm die Disposition über große Kräfte und Gelehrsamkeit zusteht.

Was



Was das betrifft, daß der Verfasser den Lehrern daraus einen Vorwurf macht, daß sie nur ihr Bild, ihre Gemüthswendung, ihren Geschmack, den Schülern einzudrücken pflegten, so frage ich ihn, welchen sollen sie ihnen denn sonst einflößen? Den Geschmack der Asträa etwa? — Diesen müßte der Verfasser aber erst aus dem Monde holen, wo er aber dann auch noch einige andere Bouteillen zu eigenem Gebrauch nicht vergessen dürfte.

### Besondre Noten.

V. 1 - 25 machen die Einleitung, worinn beklagt wird, daß dem Rattenfänger jetzt keiner mehr folgen würde, weil man den Zauber der Verwandlung erfunden habe. Das soll wohl bedeuten, daß die reine Wahrheit vor all der Lüge, die jetzt am Tage liege, nicht mehr erkannt werde. Die jetzige Erziehung geht denn nach dem Verfasser nicht dahin, die Tugenden des Hauses, als das einzige weibliche Ziel, die Tugenden des Bürgers, als das einzige Ziel für Glieder des Staats, und die reinste Weisheit als das Ziel der zur Regierung Berufenen, zu erwecken; sondern sie bestrebt sich, die buntesten Bilder an allen anzuheften, ohne Sinn und Wahrheit. Bei den Weibern bleiben sie, bei dem Volke werden sie

U

nicht



nicht zum Bleiben gegeben, bei den Gelehrten verwischt sie die Universität, oder das Bild der Freiheit. Nur Geitz und Armuth und Argwohn können die Aeltern bewegen, ihre Kinder im Hause zu bewachen und zu erziehen, und nicht der Verwandlung preis zu geben. Aber auch diese mißrathen, indem die List der Kinder der Argus - Augen 'spottet. Bekanntlich sind nach dem Verfasser Kinder viel gescheuter als Erwachsene, und bei weitem activer mit dem Gemüthe und aufmerksamer. Widerlegungen sehe ich in den Gesichtern der Lesenden geschrieben, und schweige.

V. 33. Der Vogel aus Eden soll wohl der Paradiesvogel seyn, oder jener Vogel in Armidens Gärten beim Tasso, welcher singt und redet. Dieser Vogel macht hier ein Bild gelehrter Frauenzimmer, und deutet durch das ganze Nachfolgende dahin, daß unsere Töchtererziehung grade darauf hinausginge, ein Mädchen für das Volk aufzuziehen, nicht für Einen, und für die Abgesondertheit und Häuslichkeit. Nicht nur daß alles gegeben und gelehrt werde, was ein Eigenthum der Männer bleiben müsse; sondern es werde auch klar nach jenem Gepränge gestrebt, durch welches man der Menge ein Lob abzwingen wolle. So müß-



müßten die Mädchen oft gar in einem öffentlichen Examen sich dem Volke preis stellen. Dieses nun, wie das ganze Bestreben der jungen Frauenzimmer nach Glanz vor der Menge, und die Nahrung einer solchen Leidenschaft durch die Schule selbst, erklärt der Verfasser für eines der verderblichsten Zeichen an dem Himmel unserer Zeit, indem daraus die Vernichtung des häuslichen und ehelichen Glücks folge, welches das Heiligthum seyn müsse, aus dem alles Heil für dem Staat einzig hervorginge. Hierinn geht der Verfasser wieder zu weit und scheint sich auch zu widersprechen, indem er im Teut die häusliche und eheliche Seite getadelt hat bei den Deutschen. Ein gebildetes Frauenzimmer, das jedem gefällt, kann sehr wohl eine gute Mutter und eine gute Hausfrau seyn. Der Verfasser behauptet dann freylich, daß sodann die gute Hausfrau das beste, die Gebildete aber das schlechteste von den zwei Seiten sey, die sie zeige; es giebt aber andere Leute, die dies leugnen. Der Verfasser scheint in den Versen, welche folgen, durch jenen bloxbergischen Tanz darauf zu zielen, daß sich auch die jungen, in Töchternanstalten erzogenen Schönen, mit den Federn, Perlen und der Folie unserer Literatur schmücken,



mit welchen sie in den, wie er sagt, betäubenden Tanz der Romanenwelt eintreten, in welchem der Held des Bloxbergs den Vortanz führt, und die Walpurgisnacht eine ewig wiederholte Feyerlichkeit ist. Es ist indess in den guten Anstalten für Mädchen überall dafür gesorgt, daß in die Hände derselben nur gute Schriften kommen, welche, wie Ewaldische und Ehrenbergische, ihr Herz und ihr Gefühl bilden, und für sie, beinahe ohne ihre Mitwirkung, die Krone der Weiblichkeit erringen. —

Die von V. 82-93 erzählte Geschichte ist freylich nicht erbaulich, doch enthält sie keinen auf alle solche Anstalten passenden Vorwurf. Eine Schöne, nachdem sie ihren Gemahl und sein Vermögen verzehrt hat, steigt als neuer Phönix aus der Asche ihres Mannes und ihrer Habe zum Himmel empor. Diese Schöne ist denn natürlich vorher in Pension gewesen und hat dort sich in jenen Vogel verwandelt. — Endlich vergleicht er noch die erzogenen mit den unerzogenen Schönen, wobei natürlich die letzteren Täublein sind. Jener Unterschied zwischen sentimentalen und naiven Schönen ist noch das beste, was ich von den Erfindungen der neuen Schule kenne. So gut die sentimentalen als naiven, welches



erzogen oder unerzogen sagen will, haben ihre vollkommenen Schönheiten; die naiven nähern sich aber mehr den einfältigen, die sentimentalischen aber sind die empfindungsvollen, gelehrten, lesenden, und wer wollte sie nicht vorziehen? Ich habe es gethan, und werde mit Vergnügen immer meine Liane zu den Fahnen der Sentimentaliterinnen zählen. Doch mich wundert, daß der Verfasser sich hier grade nicht der Neuheit angenommen hat, und blos von den naiven etwas wissen will. Alle Sentimentaliterinnen werden die Ursache auf den ersten Blick heraus haben.

V. 103-145 nehmen die armen ländlichen Schulmeister und, wie es scheint, Prediger vor, und machen ihnen ihre besondere Milde zum Vorwurf, wie das Befördern einer andern als der himmlischen Liebe, indem sie Knaben und Mädchen zusammen unterrichteten. Man kann sich denken, wie schlimm es hier für den Verfasser bestellt ist, da er an dieser Stelle seine große Volks- und Bürgerschule wissen will. Doch diese Gegenstände haben wir ja alle erwogen.

V. 150-167 versteigen sich aus dem Tadel auf einmal ins Pathetische, indem hier der Verfasser die Thorheit armer Leute berührt, ihre



Söhne, auf ihren Ruin, studiren zu lassen; er preist dabei das Glück derer, die ihre Bahn voraus kannten, wüsten und gewohnt wären, und bedauert die, welche ihr Schiflein, indem sie Fremdes und Entferntes preisen, dem Zufalle überlassen. Ganz Unrecht kann man ihm hier nicht geben. Denn dieses Streben ist häufig übertrieben worden. Eine Ausnahme, die der Verfasser aber auch gelten läßt, macht das Genie. Denn dies besteht nach ihm eben darinn, seinen Weg aus sich heraus gebahnt zu finden, und dann natürlich auch den Zufall überwinden zu können, wenn man aus der Tiefe sich hervorzuarbeiten hat. In der Regel aber gilt dem Verfasser, jeder gehe und ehre seinen Weg. Die Narren, sagt er, kennen keinen Weg, ihr Leben besteht darinn, daß sie auf allen Wegen sind und auf allen Abentheuer erleben; der Zufall aber ihr Gott ist. Zu eng zieht der Verfasser auch, so viel ich weiß, den Weg nicht, daß des Schusters Sohn wieder grade ein Schuster, des Künstlers Sohn wieder grade ein Künstler werden müste, denn das wäre ja ein Chinesismus und ärger. Nur in den allgemeinen Kreisen müssen sie bleiben. Erblichkeit auch der Aemter mißbilligt er, so viel ich weiß, und da kommt es ja doch auf unsere Ordnungen

gen



gen heraus, daß nämlich der gelehrte Stand den Gelehrten wieder hervorbringt, der producirende den Producirenden der Regel nach, und da darf ja auch der Verfasser sagen: „partout comme chez nous.“ —

V. 168-220 kommt der Verfasser im Allgemeinen auf die Centauren oder die gelehrten Schullehrer, und beginnt damit, ihre misliche Lage zu schildern, worinn sie wegen der Verschiedenheit ihres Geschlechts, wegen der Kämpfe mit den Aeltern und Mitlehrern, und mit ihren Vorgesetzten, den Lapithen oder den Consistorien, versetzt sind. Dies wird nun wirklich etwas sehr übertrieben. Denn besonders alle Herrschaft protestantischer Geistlichen ist von jeher gelind gewesen, und man wird sie nie auf den Wegen finden, worauf sie der Verfasser, der den Schullehrern beisteht, finden will. Auch ist es ja nicht einmal allgemein eingeführt, daß die Schulen unter dem Consistorio stehen, es sind Ephoren und ein Schulrath auch aus weltlichen Personen angesetzt worden. Nach dem Verfasser darf freylich gar kein Schulrath seyn, dem Lehrer muß Zeit und Hand ungebunden seyn, und blos die Reife des Schülers giebt dem Staat ein Recht, auf ihn Anspruch zu machen. Eine controllirende Weisheit über die des Lehrenden nimmt



er als störend und vernichtend an, und daraus denn jene grellen Zeichnungen der Lapithen, ja eine Ordnung der Centauren, nach der sie den Lapithen mehr oder weniger verhafst sind, und da ist der Schulmeister, welcher Fuchs und Mensch, und der, welcher Affe und Mensch ist, der angeschriebenste. Als gäbe es unter den Geistlichen nicht auch weise Männer! Hier ist so offenbar eine Partheilichkeit, daß sie der Verfasser gar nicht einmal leugnet, und sie nur bloß damit entschuldigt, daß diese Controlle als schädlich nur in einem nachtheiligen Lichte erscheinen müsse, und auch nicht anders sich selbst geben könne. Ja er behauptet sogar, daß ein bornirter Mensch ohne diese Aufsicht mehr an der Jugend bilden werde, als ein wissenschaftlicher unter ihr niedergedrückt. — Was nun die Arten der Centauren betrifft, so hat er offenbar unter ihnen verschiedene Erziehungssysteme oder Charactere schildern wollen, und wie alles Boshafte die Schadenfreude reizt, so wird es nicht an Lesern fehlen, welche sie deuten wollen.

V. 221 - 231 kommen die Centauren unter der alten Rofs - und Menschengestalt. Dieses sind die alten classischen Schullehrer, die an der alten Methode hangen, streng und grad und ver-



verständlich sind. Der Verfasser nimmt sie in Schutz, sie sind den Lapithen feind, und mehr heidnisch als christlich gesinnt. Sie gewöhnen die Jugend an Fleiß und Ordnung, und bringen ihr eine auf Erkenntnifs der edlen Vergangenheit gegründete Bildung bei.

V. 232 - 247 kommen die, welche Stier und Mann sind. Dieses sind die Lehrer, welche grade auf das Nützliche und Dienliche losarbeiten, auch die Jugend in Sitten vernachlässigen, und nur das Wissen belohnen, und von diesem das, was dem Gedächtnifs zu eigen geworden ist. Diese sollen nach dem Verfasser einen eigensinnigen Kopf haben, der sie allein zu Feinden der Lapithen macht, und durch den sie oft gereizt werden, in Sachen zu trotzen, die grade den ihrigen analog sind. Ob nun der Verfasser unter diesen alle, die ein Fach an bestimmten Instituten in einer Wissenschaft lehren, begreift, oder alle Schullehrer, welche zu ihrem System unmittelbare Zwecke machen, weifs ich nicht. Denn ein System dieser Race ist mir unbekannt, und ich wüßte nur einzelne Subjecte zu nennen, die freylich nicht selten sind, welche man unter dies Bild des Verfassers stellen könnte. Ueberhaupt, hätte der Verfasser etwas bei der Aufführung der Centauren meinem Rathe fol-



gen wollen, so würden wir einmal völlig einer Meinung geworden seyn, und es würde ihn auch in der Meinung des Publicums höher gebracht haben. — Der Einfall, die Lehrer unter die Formen so wunderlicher Centauren zu bringen, ist an sich nicht ganz zu verwerfen; aber nur müßte er in umgekehrter Richtung vorgebracht werden. Denn offenbar läßt er das Gute vorauf gewesen seyn, und sinkt auf das Neuere, als das Schlechtere, hinab. Dies konnte er aber nicht. Denn offenbar bekümmert sich die neuere Zeit weit mehr um Erziehung als die ältere, und er hat Unrecht, wenn er diese unzähligen Bemühungen verkennt. Wie fliegt er über Pestalozzi und Salzmann fort, denn ich will nicht hoffen, daß auf diese von irgend einem Leser eine Passage gedeutet wird. —

V. 248 - 262 bringt eine Art Centauren zum Vorschein, welche Bär und Mensch sind. Die Auszeichnung dieser ist, daß sie die jungen Seelen ganz und gar nach sich, wie freylich die andern auch, aber doch auf eine andere Art bilden wollen, indem sie immer an den Knaben hin und herlecken, welches wohl eine übergroße Zärtlichkeit und Milde persifliren soll. Sie wünschen, die Jugend zu Weltmännern, wie man sieht, zu machen, welche  
gleich



gleich sich unter den andern zu behaupten wissen, und doch den Süßigkeiten des Lebens und der Kunst nicht abhold sind; empfehlen so Gesellschaften und Zirkel, und wandern dabei selbst als ein Zeichen des Pedantismus am Knotenstocke, welcher im offenbaren Gegensatze mit dem milden Honig steht. Man merkt sehr wohl, daß der Verfasser gegen diese halben Welt - und halben Schul-Männer eine Abneigung hat. Es fällt aber als Pedantismus diese Seite der Welt am meisten auf, und von ihr sind die Schulmeister immer am meisten angegriffen und lächerlich gemacht worden. Doch wird niemand einem gebildeten Schulmanne verdenken, wenn er mit Anstande auch dem gesellschaftlichen Verkehr angehört, und nicht zwischen seinen Wänden versauert und verdirbt.

V. 263-278 kommen Menschen mit der Hälfte des Bocks. Diese Verse stellen ohne Zweifel den Verfasser dar, wie er seinen Lehrlingen, in Gemäßeheit der vorhin erzählten Anekdote, den Stein der Weisen, seine Satire, weis't, und die daraus gelockten Funken der Mühe nicht lohnen, welche das Heraustreiben derselben erfordert.

V. 279-302 schildern die Hunde und Menschen. Der Verfasser scheint sich in diesen Versen über



über die künstlichen Methoden des Erweckens des menschlichen Bildungstriebes in den jungen Seelen, lustig zu machen. Allein ich getraue mich, ihm darauf zu erwiedern, daß er die Sache nicht versteht, folglich sie nicht verspotten kann. Es wird immer das höchste Problem der Erziehung bleiben, die Wege zu entdecken, wie der Jugend unter falslichen Bildern und anziehenden Spielen das Wahre und Schwere begreiflich und leicht, und zugleich angenehm gemacht wird. Diese Methode schließt sich ganz der Natur an. Sie benutzt deren Eigenheiten, um den in dem kindlichen Wesen liegenden Widerstand gegen allen Ernst, zu heben, bildet die Seelenkräfte früh aus, gewöhnt zu Aneignung fremder Vollkommenheit, und führt die Anlagen schleunig auf ein bestimmtes Resultat. Was der Verfasser mit dem Selbstbestehlen sagen will, kann ich nicht sagen. Denn er wird doch wohl nicht behaupten wollen, daß das, was auf eine künstliche Art mit mir verwebt worden ist, gestohlen sey, nemlich in Beziehung auf Geisteskultur, und eben so wenig kann er doch glauben, daß eine frühe vollkommne Entwicklung das Eigene zu Fremdem, und das Fremde zur Usurpation vom Eigenen mache.



V. 304-342 schildern noch Papageyen, Füchse und Affen, und Menschen, welche blos zufällige Bildungen zu seyn scheinen. Dann geht der Verfasser kurz zu den Universitäten, die er aber erst in der Folge behandelt, über, und zeigt, wie nun jedes Bild, welches die Lehrer mühsam nach sich in der jungen Seele gebildet haben, hier im Strome der Freiheit abgewaschen werde, und oft alles, auch das eigene, verlohren gehe. Freylich hat er da leider Recht. Gottlob hören auch wohl die Universitäten während dieser aufgeklärten Periode, wenigstens in ihrer Ausgelassenheit, auf. Denn wirklich wer nicht dort kaum das Haus verließ, wurde in die bodenlose Unsittlichkeit herabgezogen. Dies ist aber des Verfassers Meinung gar nicht, ohngeachtet er sie hier zu äufsern scheint. Ich weiß sie aus andern Behauptungen, und wette, er beginnt zu seiner Zeit ein vollkommnes Lob der deutschen Universität. Dafs er das Abwaschen der centaurischen Bilder rechtfertigt, kann man auch jetzt schon sehn. Der Leser kann sich, wenn er will, nochmals aus der Satire vernehmen, und wird unsere Urtheile rechtfertigen.

---



VI.

Selecta.

„Vieles ist auf der Erde zu lernen, vieles  
bedarf man,

„Einzuschaun in den Spiegel der oft verdunkelten Wahrheit.

„Grade verkehrtes wähnst du zu sehn, und  
dennoch erblickst du

„Wahres Gebild! — Dir selbst nicht trauend rufe den Glauben,

„Solcher führet gemach in richtige Pfade  
des Lebens. 5

„Was euch Hörer auch immer der Neid  
und die gallige Bosheit

„Raunt in das Ohr, und die Herzen bewegt entflammeter Jugend,

„Traut den Erynnien nicht und der  
schwerdtumgürteten Gröfse.

„Nimmer war sie den Menschen ein Ziel  
und herrliches Ende.

„Schatten und Licht, o nur verirreten Thoren zu wechseln! 10

„Nur



„Nur dem Geiste das Spiel in sicherer Ruhe  
gewährend,

„Nimmt man die Bande der elenden Welt,  
und vergänglichen Staates!

„Thörigt! dafs es das gröfste sey, in bin-  
dender Ordnung

„Einzulegen das göttliche Volk, die  
Geister zu binden

„An die Körpergewalt! denn solches nenn'  
ich Verrücktheit. 15

„Kämpfen mögen die Thiere mit Thieren;  
aber des Menschen

„Zarte Seele, sie soll nicht ziehn in des  
Leibes Gefahren,

„Führend der Kräfte gebundenes Eins mit  
kaltem Besinnen

„Ein durch den Tod zum Glauben des  
Siegs, des vergänglichen Gottes! —

„Lieber gebeuget das Haupt, und die Glieder  
gegeben der Ruhe 20

„Sinnvoll. Nimmer vermag der Zwang zu  
fesseln die Seele.

„Solche hebet sich frei zum goldumgürte-  
ten Aether,

„Nir-



„Nirgends fühlend das irdische Band. Es  
öfnet der Weltkreis

„Ordnungen ihr, die nie ein siegendes Auge  
geschaut hat,

„Welches nur Blut zu sehen gewohnt und  
im Zorne zu blicken 25

„Menschliches ahndet allein, und den  
Feind am stralenden Aether.

„Aber die Seele getrennt vom unbeachte-  
ten Leibe

„Nahet sich Göttlichem frei, und lacht  
der niedern Gewalten.

„Nähre dich ärmliches Brod und labe nur  
Wasser den Gaumen —

„Wasser des Alls urschaffende Kraft, das  
beste der Dinge — 30

„Schliesse das Eisen dich ein, es bindet  
fester den Körper

„Nicht an den Staub, als die eigne Natur  
vergänglicher Masse.

„Aber die Flügel betrachte die nebel-  
durchschneidenden Schwingen

„Und den gelöseten Sinn, der aufzufassen  
der tiefen

Erden-



„Erden - Gründe Geheimniß hinab in  
schaurige Gruft dringt, 35

„Suchend der Geister schimmernde Bahn,  
und die Baue der Erde.

„Auf! und horche dem Ton der tausend-  
stimmigen Lauten,

„Welche zu tönen wagen anjetzt was  
nimmer ein kühner

„Sterblicher dachte zuvor, und getraut zu  
setzen in Weisen!

„Siehe! der Werkstatt weiten Betrieb, die  
gefüllten Pressen, 40

„Alle geladen mit Weisheit, das Men-  
schengeschlecht zu erlösen

„Aus dem unseeligen Wahn, der immer  
den Frieden zurückhält

„Und den erlösenden Tag aus des Körpers  
trauriger Herrschaft!

„Aber den Tag verkündend erschien das  
erfreuliche Roth schon

„Unsern Fluren entlang, es steigt der hel-  
lende Tag auf, 45

„Welcher die Männer vereint und die  
Frauen der herrlichen Erde,

X

„Alle



„Alle gesammt zu Frieden gesellt im Le-  
ben der Liebe.

„Ueberzeugung entfällt dem stralenden  
Lichte des Tages

„Dann, daß unser Geschlecht das erste  
seye der Erde

„Und die Menschen gemacht, nicht wie-  
der weichende Schritte 50

„Einzuthun in bewustlose Nacht, in ewi-  
ger Klarheit

„Herrschenden Gang allein dem thronen-  
den Geiste gestattend!“

Also redend entsprang Chiron dem  
hohen Catheder;

Aber entzückt begann ein Hörer das Wort  
zu dem andern:

„Seelig preis’ ich dich Ohr, an solchen  
Worten zu hangen, 55

„Haben die Himmlischen doch uns glück-  
liche Zeiten gewähret,

„Zeitgenossen von diesem uns machend.  
Wahrlich o Jason

„Dieser erschöpfte doch endlich den Quell  
allhellender Weisheit!

„Gött-



„Göttliches Volk! was stieg schon  
empor aus deinen Gefilden,  
„Und was wird sich erheben annoch! Aus  
jeglicher Gegend 60  
„Kommen die Boten des herrlichen Siegs,  
den, jubelt ihr Völker,  
„Endlich davon getragen der Geist, den  
Körper vernichtend,  
„Wie das hohe Symbol im fernen Lande  
des Aufgangs  
„Kündete vor achthundert und tausend  
vergangenen Jahren,  
„Grade die Zeit erwählend, wo rohe Kräf-  
te zu Roma's 65  
„Sturze gehäuft das göttliche Volk. — Die  
wilde Naturkraft  
„Musste vertoben alsdann, nach solcher  
Körper - Gewaltthat,  
„Und sich mischend, durchdrang der Geist  
mit dem Volke die Länder.  
„Dann berief sie der Herr, zum heiligen  
Kreuze zu ziehen,  
„Noch nicht reif zum einigen Tag, doch  
ihnen die Weihe 70  
X 2 „Ge-



„Gebend sendet' er wieder sie heim in die  
nächtlichen Sitze,

„Dort das Licht zu bereiten. So stieg aus  
heiligem Tode

„Unseres Volks das Leben empor des ver-  
klärten Geistes.“

Also führend die Red' Achill den tref-  
lichen Jason

Leitet' er wild durch die Gassen der Stadt.

Es redete Jason: 75

„Ueberall find' ich die Probe bereit zu hal-  
ten der Lehre

„Jegliches Ding. Sieh dorten das Haus  
mit gereiheten Fenstern,

„Eng und schmal ist der Kämmerlein  
Raum. Wer führet den Bau auf?

„Ist es der Herrschende nicht, der Geber  
milder Gesetze?

„Hier wird alles verwahrt, was nicht zu  
den Menschen gezählt wird. 80

„Körper des Landes hausen allhier, leib-  
strotzende Krieger,

„Bald sie hinauszuschicken getrennt vom  
seeligen Sitze

„Ihrer



„Threr Väter, den Tod zu erlernen im  
Felde des Todes,

„Oder als leblose Zier gereiht zu ergötzen  
die Aeuglein.

„Solcherlei Brut wer könnte sie denn noch  
zählen zur Menschheit! 85

„Jetzo ist nur ein Vaterland mehr, des  
Geistes Verklärung.

„Möge den Thieren sich nun und dem  
Kampf der Körper gesellen.

„Rohe Kräfte so sondert sie ab das Gei-  
stergesetz nun,

„Gebend in Körpergewalt was nicht zu  
dem Geiste gezählt wird.

„Frei und bandlos waltet das Licht und  
hebet sich selber, 90

„Selbst die Gränze sich schaffend, wohin  
es die freie Gewalt trägt.

„Drum auch kümmert den einen anjetzt  
des anderen Gang nicht.

„Jedem verlohnt nur die eigene Seeligkeit  
Also gehört es

„Geistern im ersten himmlischen Kreis.  
Wer möchte zu Wechseln



„Des vergänglichen Lebens und unvoll-  
kommenen Daseyns 95

„Andern helfen, da doch ein jeglicher an-  
dres erstrebet.

„Jenen freut es der Herrscher zu seyn,  
drum sey er ein solcher,

„Wenn ihm der Stern der ewige winkt  
und die innere Gottheit;

„Jenen Bücher zu schreiben, drum schreib'  
er, lesen sie andre

„Weil zu lesen gefällt; drum baue jener  
den Acker, 100

„Weil er den Schweiß und die Arbeit er-  
sehnt zu seiner Gesundheit,

„Und die Gestirne die Lust zu solcherlei  
Mühen verliehen.

„Jener aber verschliesse sich tief in ver-  
borgener Wildniss,

„Weil es ihm also behagt sich selbst in  
sich selber zu ehren,

„Andere aber zu hassen und tief zu ver-  
schmähn im Gemüthe. 105

„Aber es tändele jener, und tanz' und leb  
in Umarmung

„Won-



„Wonniger Lust, dieweil sein Gemüth  
sich zu anderer Seyn neigt.“

Aber Achill mit zornigem Wort erwie-  
dert' ihm also:

„Freund, wohin verirrst du die Rede?

Schadest du selber

„So der göttlichen Sache durch unver-  
nünftige Deutung? 110

„Schweige, dem es zu schweigen gefällt,  
o dächtest du also!

„Ach! noch ist er nicht da der welterlö-  
sende Sonntag!

„Hoffend warten wir sein; dann wird  
nicht weiter der Lehren

„Regel verdreht gewendet auf dies und  
auf das und auf jenes.

„Und verstummen wird er der Schwarm  
der thörigten Tadler, 115

„Nur das Göttliche kennend wird Göttli-  
ches suchen die Menschheit,

„Und regieren wird nur das Herrliche, al-  
le die andern

„Werden sich gern hinzufügen zu seeligma-  
chendem Glauben!“



Jason wieder begann: „Ach, fern ist  
noch die Erlösung;  
„Denn du hörtest mich sonst mit meiner  
Rede zu Ende, 120  
„Nicht absprechend, wie jetzt noch schreißt  
die Hallische Zeitung.  
„Nie vom Körper behaupt' ich, daß er  
nach Gelüsten sich wende.  
„Denn er folget der Laune des Geistes.  
Dieser sich selbst nur  
„Achtend gebe das Maas und den Sinn der  
Körperbewegung.  
„Schaust du nicht klar vor den Augen das  
Bild des vernichteten Körpers, 125  
„Welcher der mächtigen Seele beherr-  
schenden Kräften dahinsinkt?  
„Schaue hinab auf die Reihe der walten-  
den großen Gemüther,  
„Welche den Klang und das Licht gebracht  
zu des Festes Beginne  
„In das göttliche Land, den Sitz der ho-  
hen Vollendung. —  
„Der dort klein und hager und gelb mit  
zerstreuten Haaren, 130  
„Reich



„Reich das Gesicht an rothem Geblüm, in  
Schriften umlagert

„Sitzt am Dintengefäß, und kratzt mit  
der Linken das Haupt sich,

„Käuend im saftigen Mund die Gänsefeder  
mit Rachsucht ;

„Wer wohl hätte nicht ekelnd vordem  
sein Auge gewendet,

„Hassend die häßliche Menschengestalt?

Nun aber, wer naht nicht 135

„Gern dem getödteten Körper vom über-  
wiegenden Geiste?

„Jener ist es der Bringer des Lichts, ein  
Götterbeseelter,

„Welcher Gefühl und Gesicht und Geruch  
und Geschmack und die Sinne

„Alle hineingeflüchtet vom Leib in die  
göttliche Seele,

„Schauet und fühlet und sieht, was andre,  
welche die Weisheit 140

„Schon zu erschöpfen gedacht, erstrebt mit  
blindem Verstand nur.

„Jenen sieh, der am Tisch im duftigen  
Rauchgewölke,



„Neben sich Flaschen und Gläser gereiht  
voll süßser Begeistrung,

„Sitzt mit erbleichender Wang' und hoch-  
aufstrebendem Haupthaar,

„Niedergeschlagen ein graues und matt-  
hinstarrendes Hohlaug', 145

„Schreibend mit langsamer Hand die weit-  
gezogenen Worte;

„Wie ein Bild geformet aus kaltem kara-  
rischen Marmor,

„Welches das Haupt des Titonus schon  
nah der faltigen Thierform

„Fügt auf hageren Rumpf des hyperboräi-  
schen Feindes!

„Wer wohl hätte vordem in ihm gesucht  
den Dichter? 150

„Den mit geringeltem Haar und leicht er-  
röthenden Wangen,

„Den ätherischen Körper in wilde fremde  
Gewalten

„Gebend dem äufseren Gott, sich dachte  
die thörigste Menschheit,

„Als



„Als man noch sang: Sing Muse für  
mich! O traurige Schwäche

„Des armseeligen Menschengeschlechts!  
Nun führt man sich selber 155

„Ueberall frei in das Heiligthum ein, und  
wo man in Demuth

„Vormals erschien, ist jetzt der eigene  
Busen die Gottheit.

„Nun erröthet die Wange nicht mehr, sie  
fürchtet das Feuer

„Nicht der fremden Gewalt, die nichts als  
gemeine Natur schuf,

„Wie sie der liebe Gott denn jetzt noch  
täglich in gleichem 160

„Maalse schafft, unermüdlich dasselbe  
wieder zu machen.

„Siehe, wie bleich und kalt und erhaben  
jener der eignen

„Gottheit ruft in sich selbst, die neue  
Schöpfung zu bilden.

„Um ihn gaukelt die mystische Welt, dem  
inneren Auge

„Sicht-



„Sichtbar allein, dieweil sie fern von welt-  
licher Einheit. 165

„Und sie verlangt ein Leben in ihr, das  
nimmer zurücksinkt

„In die Natur, drum mattet sie so gewöhn-  
liche Seelen.

„Aber der höhere Geist entschwebt zu  
neuem Erklingen,

„Welches zu heiliger Ruh mit Syrenento-  
ne dahinruft.

„Träge Körper verstopfen mit Wachs das  
Ohr und vermeiden 170

„Glücklich den unbesiegbaren Ruf zur  
Körperversnichtung.

„Denn nun geht aus dem Tode hervor das  
lebendige Leben,

„Wo man das All im Chaos erkennt, und  
alle Gestalten

„Nicht wie vordem im Bilde beschaut nach  
gemeinem Naturmaas;

„Sondern im Kleide von Licht, und ähn-  
lich nächtlichen Geistern, 175

„Schau-



„Schaurig und unbezeichnet, damit die  
horchende Seele

„Raum sich schaffe zum Bilden des unge-  
bildeten Scheines. —

„Jener, der mit dem Kopf ermißt zwei-  
schuhigen Raum fast,

„Gleichend dem Lybischen Thier, mit  
unermesslichem Scheitel,

„Wenig Haare darob in knotige Bündel  
geheftet, 180

„Nicht auf dem Sopha die Frau und der  
Kinder Lärmen erachtet,

„Und den wachsenden Schmutz, und der  
Kleider hindernde Haufen

„Auf dem Estrich zerstreut, in eilendem  
Schritte die Stirne

„Reibt und die Feder ergreifend mit Wuth  
sie schreiend dahin treibt

„Auf dem Blättchen, das er aus tausenden  
eben hervorsucht, 185

„Und erschaffend die Welt auf tausend  
Seiten und wieder

„Tau-



„Tausenden ordnet im neuen Roman und  
erneueten Bildern,

„Jedes entfernt vom andern im reich an-  
muthigen Chaos,

„Ist er nicht gleich dem Schöpfer am sech-  
sten Tage der Schöpfung,

„Bald am Ende des herrlichen Werks, doch  
nimmer an Ausruhn 190

„Denkend anjetzt, dieweil noch das höch-  
ste fehlet von allen? —

„Der dort, welcher am Tisch mit aufge-  
blasener Hohlwang

„Sitzt und ein Pfeifchen hindampft, die  
trockene Gurgel mit Rauch noch

„Mehr austrocknend, und röchelnder Brust  
dem Tode schon oftmals

„Nah war, jener er ists, der furchtbare  
Blitze zu schmieden 195

„Treflich versteht, die den Feind zer-  
schmettern der uns entgegen;

„Welcher gelehrt den kühnen Verein von  
Tugend und Sünde.

„An-



„Anders aber hat jener gehäuft in dem  
Körper die Stoffe ,

„Kaum sich bewegend im Raum, mit auf-  
geblasenen Backen ,

„Dicker Nase besä't mit farbigen Sternen  
und Kreuzen , 200

„Und auch er ist nie von seeligen Geistern  
besieget

„In dem unendlichen Flug der großen  
dichtrischen Seele.

„Stehen läßt sie den erdigen Ball und  
laufen den Blutstrom ,

„Und erwachsen die fettige Last, sie aber  
auf leichtem

„Flügel dringt in das Reich des Klangs und  
der Aether-Gestalten. 205

„Aber was weiter brauch ich dir aufzuzäh-  
len, wohl siehst du,

„Was ich gesagt erweist sich klar an un-  
serem Volke.

„Schon vergebens reget sich auf des Kör-  
pers erschlaffte

„Letz-



„Letzte Kraft, noch mit uns um endliches  
Ende zu ringen,

„Suchend Priester sich auf und Fechter un-  
ter gemeinem 210

„Pöbel, aber sie sinkt durch unsere Blitze  
in Nacht hin.

„Treflich nenn' ich es auch, daß keinem,  
wenn auch gestrebt ward,

„Glückt Komödien weder zu schreiben,  
weder Satiren.

„Denn unwürdig ist unserem Volk die nie-  
dre Ergötzung!

„Und des Lächerlichen Gebiet, und die  
Lande der Thorheit, 215

„Dank dem Himmel, sie liegen uns fern  
in weiter Umgebung.

„Da denn mag man an solchem sich wei-  
den, über sich selber

„Lachend; aber befreit vom Niedren stehn  
wir inmitten!“

Jetzo versöhnt umarmte der Freund den  
geretteten Bruder.

Und



Und sie wanderten drauf, den Geist be-  
freienden Sünden 220

Jene milden Opfer zu spenden — Tugen-  
den jetzo —

Und zu befreien das Gemüth aus jeglicher  
bösen Gemeinschaft,

Erst zum Hause des Weins, und dann,  
wo die lieben Syrenen

Singend und kosend alsbald die dörrenden  
Knochen begraben.

Und dann wandten sich beide getrennt zu  
ihrer Behausung, 225

Schrieben mit sympathetischem Sinn an  
einem Romane

Erst zwölf Seiten mit feuriger Glut, und  
dann für die Zeitschrift

Recensionen zu zehn, die achtzehnjähri-  
gen Götter.



**Gewaltsame Anmerkungen**  
des  
**Collaborator und Hofcriticus Dr. Peter**  
**Rüppel zu O\*\*\***  
zur sechsten Satire.

Diesmal glaube ich völlig dem Verfasser. Denn er übergiebt mir eben diese sechste Satire mit den Worten: daß er sie eigentlich bloß für mich geschrieben habe. Ich sagte doch bei irgend einer Gelegenheit der vierten Satire, daß seine Liebeserziehung der gelehrten Jugend nichts anders als eine Selecta sey, und hier haben wir das Bild einer Selecta nach der Vorstellung des Verfassers. — Aber laßt denn sehn, was er vorbringt: der Professor Chiron hat seine Selecta Jason und Achilleus um sich, und prophezeit ihr, ganz nach des Verfassers Art, den künftigen Glanz des Vaterlandes, wenn nämlich der Körper oder die Gewalt ihre Wirkungen verloren habe, und allein der Geist und die Freiheit regieren werden. Die Selectaner hören es mit Lust. Sie gehen vom Collegium auf die Straße und unterreden sich von den Zeichen der Zukunft, woran man schon jetzt die künftige Zeit oder die Niederlage des Körpers bemerken könne, überwerfen sich etwas, söhnen sich aber bei einer lebendigen Schilderung der Ge-



Genies, welche mit der Körpervernichtung bereits angefangen haben; wieder aus, gehen vom Weinhaus in ein verdächtiges Haus, wo sie wahrscheinlich auch an der Befreiung des Geistes arbeiten, und schreiben dann mit sympathetischem Sinn an Romanen und Recensionen. Wer könnte den Meister wohl mehr verehren als diese Schüler? Dafs sie aber ganz unnütz seyen, und eben so unnütz und unsinnig reden, wird jeder einsehen, eben so, dafs sie in der Art sich auszudrücken die grösste Aehnlichkeit mit dem Verfasser haben.

Dieser Verfasser hat wahrscheinlich des Schlusses wegen, da die Gewalt durch die Erziehung abgethan ist, dem Chiron die Rede über die Vernichtung des Körpers in den Mund gelegt, um zu zeigen, dafs man nicht damit begönne, die Gewalt zu begründen, aus der die Freiheit herkomme; sondern vielmehr sie zu vernichten; und deshalb giebt er jene Frivolität der auserwählten Jugend zum besten, die mir keinesweges die der Selectaner zu seyn scheint; sondern vielmehr derjenigen, die auf Universitäten die Grundsätze der neuen Philosophie eingesogen, und auf ihre Art verdaut haben. Nicht unrichtig ist es aber, dafs grade die bessern und auserleseneren jungen Köpfe in eine solche Art Wahnsinn zu verfallen pflegen, welche ganz



dieselbe zu seyn scheint, die Vater Teut selbst an sich hat.

Der Verfasser glaubt nun durch die sechs Satiren der ersten Abtheilung die Sphäre bestimmt zu haben, in welcher der Keim eines edlen Volks sich entfalte, und zugleich die Abweichung aus diesen Ordnungen mit Wahrheit bei unserer Nation geschildert zu haben. Da ich nun die Erziehung, in welcher gewiss die Entfaltung allein begründet werden muß, vorzüglich für das Steckpferd des Verfassers halten mußte, so frug ich ihn: ob er denn glaube, daß auch die Methode, durch die göttliche Liebe zu entfalten, eine Gewalt sey, und ob diese Gewalt in der Form des Volks liegen könne? Er antwortete darauf: „Lieber Hofcriticus, wie  
„werden Sie die Freiheit benennen, welche, um  
„einen Zweck zu erreichen, sich eine Form des  
„Wirkens wählt, in der sie etwas Gegebenes  
„schaffen soll? Ist hier noch Freiheit und Wahl,  
„oder Gewalt und Nothwendigkeit? Was einen  
„Zweck will, wird durch die Mittel an die Form  
„gebunden, unter welcher das Gelingen bedingt  
„ist, und hier wird Ordnung. Können Sie  
„die Ordnung ordentlicher machen wollen? Ein  
„Weg schreibt sich dem Geiste zum Wirken vor,  
„wenn er schaffen soll, er schafft durch Ge-  
„walt, er genießt, er befruchtet, er belehrt  
„sich



„sich durch Freiheit, und wo der Staat für jedes Wirken auf sich selbst eine Form gefunden hat, da hat er seine Gewalt, seine Ordnung, seinen Frieden mit sich gefunden, und „Sie haben das göttliche Volk.“ Anstatt nun diese Aeußerungen in der Nähe anzugreifen, erzählte ich dem Verfasser nachstehende Geschichte, welche zugleich statt der besonderen Noten zu dieser Satire dienen soll: Ein Narr nannte seine Seele einen Fisch, und glaubte auch wirklich, daß er einen Fisch im Kopfe hätte, welcher die Gedanken wie eine Fontaine aus den Nasenlöchern bliese, und pflegte oft bei sich selbst zu sagen: lieber Fisch, was räthst du mir, soll ich dich daran wagen, um so verständig wie andere Leute zu werden, und dich gegen ein honettes Gehirn vertauschen? Ein kluger Mann rieth ihm davon ab, indem eine im Wasser lebende Seele, wegen der Ausgedehntheit des Elements, einen bei weitem größern Spielraum habe als eine trockene Landseele, und überdem die Befriedigungsmittel eines solchen Fisches viel leichter zu erlangen seyen als die für eine trockene Seele; welche durch kritische Absorbtion, einem Baume ähnlich, nur eine mühsamere Crystallisation ihres Wesens gewinnen könne. Indem ich bei den letzten Worten den Verfasser scharf



scharf ansah, und etwas schalkhaft zur Seite fuhr, sah ich en passant die Verwundung an, welche er erlitten hatte, machte ihm eine schnelle Verbeugung und schickte ihm kurz darauf zum Trost nachstehendes Sonnet, welches den Beschluß des ersten Bandes der Satiren machen soll.

Den Quell der Liebe hast du aufgefunden.  
Dich hab ich stets mit Schirm und Schutz begleitet,  
Und habe dich behütet vor den Hunden,  
Die nur der Stock in meiner Hand bestreitet.  
Du leider bist nur keck und losgebunden,  
Und brauchst beständig einen der bereitet  
Die Tränk' und Salben dir geschlagner Wunden:  
Noch keinen sah ich, der so nüchtern schreitet:  
Ich bin bepackt mit jedem Reisemittel,  
Ich rede, preis', entschuld'ge bei der Menge.  
Dann störest du der guten Anfang wieder,  
Und weisost deinen halbgebrochnen Knittel.  
Schwül wirds dem Sancho oft in dem Gedränge,  
Doch seinem Ritter bleibt er treu und bieder. —











## E r r a t a.

S. 17 Z. 27. statt hierdeutschen lies hier deutschen

— 30 v. 66. st. dem einen l. einem

— 47 v. 270. st. verleihen l. verleihn

— 50 v. 303. st. Tropfen Reizes l. Tropfen des Reizes

Ebendas. v. 310. st. fühlt l. fehlt

— 72 Z. 1. st. Astraeae l. Astraea

— 90 — 17. st. Tantana l. Tanfana

— 92 — 26. st. noch wirkendes l. nachwirkendes

— 110 v. 102. st. dem l. den

— 131 v. 356. das Wort auch weg

— 171 Z. 2. st. betrübet l. betrüget

— 217 v. 331. st. Bilderen l. Bildern

— 228 Z. 11. st. auf l. auch

— 240 — 24. st. Wesen l. Wissen

— 252 — 6. st. etwa l. etwas

— 257 — 27. st. deinem Bilde l. in deinem Bilde

— 285 v. 93. st. heften l. haften

— 294 v. 301. st. der fremden l. die Fremden.

---























Blomberg, Wilhelm von

Der Satiren über das göttliche Volk von Wilhelm von Blomberg ...  
Abtheilung nebst der gewaltsamen Anmerkungen des Collaborator und  
Hofcriticus Peter Rüppel  
Bd.: 1

Lemgo 1823

P.o.germ. 128 I-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105862-2